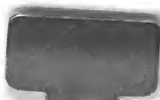
Du schöner Lärm des Lebens

Eine Auswahl aus
den Werken von
Leo Sternberg

B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen) Berlin


Dei
Sub Numine
Viget



Du schöner Lärm des Lebens

Eine Auswahl aus den Werken von

Leo Sternberg



B. Behrs Verlag / Friedrich Feddersen
Berlin und Leipzig

Zur Einführung

Es ist ein immer wiederkehrendes Bild in der Geschichte jeder Kunst, daß sich Gleichstrebende zusammenfinden, entweder gruppiert um eine geistig oder künstlerisch überragende Persönlichkeit, oder auch führerlos. Ihr Zusammenschluß macht sie stark. Außerhalb dieser Gemeinschaften stehen aber Einzelpersönlichkeiten, deren Ungeselligkeit und Einsamkeit sie den zeugenden Naturkräften naherückt.

Zu ihnen gehört Leo Sternberg.

Die große Menge kennt ihn — wie fast alle wirklichen Dichter — mehr aus Schriften über ihn als von ihm. Die Eingeweihten aber wissen nicht nur um seinen hohen dichterischen Rang, sondern haben auch längst seine Bedeutung als Anreger erfahren. Denn allein steht er nur in seiner zentralen Wesenheit, nicht aber was die Wirkung seiner umfassenden Kunst betrifft, die uns überall in unserem Tiefsten ergreift.

Das vorliegende Buch enthält eine Auswahl aus sämtlichen Schriften Leo Sternbergs in Poesie und Prosa, die sich über die ganze Dauer seiner Schaffenszeit erstreckt und ein Bild von der Eigenart seiner künstlerischen Persönlichkeit bieten soll.

Leo Sternberg ist ein Nassauer Kind, am 7. Oktober 1876 zu Limburg an der Lahn geboren. Seine Schulbildung empfing er an den Gymnasien zu Limburg und Wiesbaden. Rechts- und kunstwissenschaftliche Studien führten ihn auf

die Universitäten zu München, Marburg und Berlin. Reiche Eindrücke empfing er auf einem Studienaufenthalt in England, dann aber kehrte er in die Heimat zurück und schlug hier tiefe Wurzeln. Lange Zeit verbrachte er in der schönheitsreichen Abgeschiedenheit des Westerwaldes. Vor drei Jahren vertauschte er die Amtsrichtertätigkeit in Wallmerod mit der in Rüdesheim, im sonnigen Rheingau.

Nach einem heute vergriffenen Jugendwerke, das bis in die Schuljahre zurückreichte, veröffentlichte er im Jahre 1904 den starken, von Heinrich Hart als eine der wertvollsten Gaben des Jahres begrüßten Gedichtband „Küsten", dem 1907 die „Fahnen" und 1908 die „Neuen Gedichte" folgten.

Seitdem ist sein Schaffen ein beständiger Drang nach Selbstvollendung. In allen Gedichtbüchern war auch Sternbergs Balladenkunst schon zu Wort gekommen. Sein eigentliches Balladenbuch „Der Heldenring" erschien 1916 zugleich mit dem neuen Lyrikband „Im Weltgesang".

Es reiht sich Sternbergs Kriegsdichtung an. In fünf vielverbreiteten Flugblättern erschien sie zuerst: „Mit bekränzten Kanonen" — „Von dem Volke der Ulanen" — „Das eiserne Zeitalter" — „Walküren über dem Land" — „Christus in der Schlacht". Eine Auswahl davon brachte das Heft „Zum Heerlager wurde die Welt". Nunmehr liegen sie mit neuen Zeitgedichten vereinigt in der stattlichen Buchausgabe „Gott hämmert ein Volk" gesammelt vor.

Ein Skizzenband „Bündnisse" stammt aus früherer Zeit. Ein neues Novellenbuch „Der Venusberg, Rheinische Geschichten" — zeigt, zu welcher hohen Reife Sternbergs Erzählungskunst sich entwickelt hat.

Der Umriß von Sternbergs literarischem Schaffen wäre unvollständig, blieben die Werke unerwähnt, in denen sich der Dichter mit dem Kunst- und Kulturhistoriker paart. Da steht an der Spitze die einzigartige Monographie „Limburg als Kunststätte", die sich wie eine kulturhistorische Novelle liest; ein Werk, in dessen Lob sich alle Stimmen einig sind. Wertvolle Beiträge, wie „Die geistige Kultur des Westerwaldes" und „Schloß Friedewalt" hat er nebst Balladen zu dem Prachtwerk „Der Westerwald" beigesteuert,

dem unter seiner Herausgeberschaft ein starker Erfolg zuteil wurde. Endlich sei noch genannt die feine Schrift „Die Nassauische Literatur", die den gegenwärtigen Stand der nassauischen Literatur auf der Grundlage des älteren Schrifttums zur Darstellung bringt, mit der Sternberg zugleich aber auch eine wertvolle Vorarbeit für die immer mehr in den Vordergrund tretende Literaturforschung nach Stämmen und Landschaften geleistet hat. Alle diese Heimatbücher verraten die Hand eines echten Dichters, der hier grundlegende Pionierarbeit geleistet und bisher unbekannte Schätze gehoben hat.

Leo Sternbergs dichterisches Schaffen setzte in einem glücklichen Zeitpunkt ein. Die Zeit vor ihm war erfüllt gewesen von Versuchen, der „neuen Zeit" künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Vom Naturalismus führte der Weg über den Symbolismus, über den Psychologismus der Dekadence und die Heimatkunst ins neue Jahrhundert hinüber, mit dem zugleich eine neue Generation hervortrat, der es vorbehalten blieb, dem, was die vorhergehende ersehnt, wesentlich näher zu gelangen.

Zu dieser Generation gehört Leo Sternberg, was man zum tieferen Verständnis seiner Kunst beachten muß.

Es ist ganz klar, daß die vorhergegangenen Richtungen, die in die Jünglingsjahre Sternbergs fielen, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sind. In seiner Lyrik — freilich auch da, wo sie im guten Sinne impressionistisch ist — hat tiefe Ausbreitung des Seelenlebens stets die Stelle bloßer Sezierkunst behauptet. Von einer gewissen Überladenheit der „Küsten" und „Fahnen", die auf Phantasiereichtum beruht, wendet sich der Dichter bald zur Vereinfachung, von Willkürlichkeit zur inneren Gesetzlichkeit. Psychologismus und Symbolismus sind fernerhin nur noch insoweit verwendet, wie der selbstsichere Meister Erfahrungen und Gewinne früherer Könner verwertet: aufgelöst und gänzlich in eigenem Schaffen neu gebildet.

Schon der kurze, noch lange nicht vollständige Umriß von Sternbergs literarischem Schaffen läßt erkennen, daß wir in keine enge Welt bei ihm eintreten. Sein innerstes

Wesen ist universell, seine Seele differenziert in der Vielseitigkeit ihrer Interessen. „In unendlicher Verkettung liegt des Lebens ganzer Sinn." Mit Recht zählt ihn daher die Biesesche Literaturgeschichte dem Dichtergeschlechte zu, das sich bemüht, „sich wahrhaft menschlich in umfassender Weise zu bilden, d. h. das ganze Wesen, den ganzen Baum zu tränken, nicht nur die Blüte, wie das so lange Mode war". Mit keinem Artisten haben wir es zu tun, sondern mit einem neuen Typus des Dichters, der auf der breiten Grundlage eines umfassenden Wissens und reicher Bildung schafft, einem Forscher und Kämpfer, der „gestützt durch der Vorfahren Geschlechter, durch Heimat und Erziehung, Bodenständigkeit und Beruf" sein Künstlertum nur als einen besonderen Teil seines Menschentums begreift: „Denn nichts ist dein Werk — als du." Immer steht ein ganzer Mensch von solcher Spannweite hinter dem Künstler, daß wir über eine solche Vereinigung von höchster Kultur und urwüchsiger Natur erstaunen. Sternberg ist Künstler gegen seinen Willen und mit wachsendem Menschentum auch künstlerisch in beständiger Entwicklung. Was er schreibt, ist mit Blut geschrieben und so voll Bekennertreue, daß seine Gedichte dastehen, wie Krieger, die voll Narben sind. Ohne an der Außenseite und zeitlichen Einkleidung der Dinge haften zu bleiben, deckt er überall die große Linie auf, den ewigen Gehalt und schält die letzte Formel aus der Fülle der Erscheinungen. Nur die schöpferische Aufgabe interessiert ihn, und das stellt seine Kunst über die Zeit. Daher hat auch kaum ein anderer Dichter seiner Kriegsdichtung so viel zeitlosen Gehalt zu verleihen vermocht wie er. Man hat den großlinigen Stil, den seine Gedankenwelt sich geschaffen hat, biblisch genannt und trifft damit auch den Charakter seiner wuchtigen Sprache und die Gewalt seines Rhythmus, der niemals äußerlich ist, sondern die innere Dynamik seiner Schöpfungen bildet.

Einzig in ihrer Art ist Sternbergs Balladenkunst. Er knüpft wieder an die alten, guten Balladen an. Seine starke Persönlichkeit und eine farbenfreudige Phantasie befähigen ihn, das Elementare in seiner dramatischen Größe zu erfassen. Er verschmäht zwar auch den psychologischen Aus-

bau der Ballade nicht ganz und vermag sogar lyrische Ruhepunkte zum Vorteil der inneren Bewegtheit des Geschehens mit der Balladenform zu vereinen. So ist seine Sammlung „Der Heldenring“ seit langem wieder ein Balladenbuch echtester Art. Selbst wo es auf schottischem Schauplatz spielt, ist der Dichter, im Gegensatz zu Herder und Fontane, ganz Erfinder. Seine Balladenhelden sind Teile seines Ichs und Träger seiner eigenen Kämpfe, wie der Dramatiker sein Selbst projeziert in die Gesamtheit der handelnden Personen. Mit der Schärfe und Plastik Klingerscher Radierungen zieht das Heer seiner Gestaltenwelt, immer beleuchtet von dem Licht seiner Persönlichkeit, an uns vorüber.

Der Gang der Balladenkunst Sternbergs läuft auch mit seiner Kriegsdichtung gradlinig weiter. Im Wesen seines Künstlertums liegt es, daß er für die künstlerische Gestaltung des Krieges prädisponiert war. Deshalb bemächtigt sich seine Kriegsdichtung des ungeheuren Geschehens auch nicht etwa von außen, sondern sie wurzelt im Seelischen, in einer heldischen Natur, die, nach Emerson, jedem echten Dichter eigen ist. Die Zeit wetterleuchtet nicht weniger durch seine sonstige Dichtung.

Seiner Lyrik hat Sternberg eine treffliche Deutung gegegeben mit dem Titel seines neuesten Gedichtbuches. „Im Weltgesang“ nennt er es. Im Weltgesang klingt sein Dichten und Singen mit. Die Ruhe und Gebundenheit der Form früherer Jahre weichen einem Rhythmus edler Beschwingtheit: über die Grenzen des Ichs ist seine Dichtung hinausgewachsen, ist verschwistert dem kosmischen Sein und sieht in ihrem Gottsucherdrang das Ewige in jedem Abbild. Leben ist ihm Religion.

Auch sein Verhältnis zur Natur ist eine Art Frömmigkeit. In franziskanischem Bruderempfinden, das bis zu vegetativer Einfühlung durchdringt, verleiht er der ganzen Schöpfung erlösende Sprache. Man könnte Landschaften, Jahreszeiten, Pflanzen- und Tierwelt nach seinen Dichtungen studieren, über so ausgebreiteten Naturkenntnissen und Beobachtungen schwebt der dichterische Gedanke. Dabei sucht er sich jedoch von äußerer Naturbeschreibung fernzuhalten

gemäß dem Gesetze, daß Kunst nicht ein Abbild, sondern ein Traumbild des Lebens ist, und stilisiert in einer visionären Art. Man denkt an Sinailandschaft, eine Landschaft, aus der die Großen und Heiligen, Führer und Gesetzgeber hervorgehen.

Und tatsächlich steckt in Sternberg ein starker Ethiker,

„der von Liebe tief durchgütigt,
allen wirkend sich gehört".

Es ist mehr als eine Episode, daß er seinen Weg als eifriger Verfechter Tolstoischer Ideen begann. In hohem Erlöserdrang empfindet er seine Kunst als ein heiliges Amt, aber auch als das freudige Martyrium desjenigen, der um der Menschheit Glück zu bringen, selbst auf Glück verzichten muß, wie seine, alle Heiligenbilder schmückende „Weide", der Blütenzweige beraubt, noch jubelt: „Ich habe die Erde schön gemacht!" So blickt hinter dem herben Ernst seiner Kunst zuletzt eine optimistische Lebensauffassung hervor, die den Tod nicht glaubt und in der Skizze „Die Römerin" ein Knochengerippe das Lebenslied singen läßt. Er hat sich selbst gezeichnet in dem irrenden „Ritter", der nichts weiter, als einen abendlich durchsonnten Wald als den höchsten Gewinn seiner Abenteuerfahrt empfindet.

„Wer hat auf seinen Zügen
Sich mehr, als dies erkämpft:
Goldduft und blaue Berge,
Durch einen Wald gedämpft!"

So klingen die verschiedensten Töne in Leo Sternbergs Poesie zusammen zu einer großen Harmonie. Der Gedanke, den er so oft in seinen Gedichten aufzeigt, daß das Kleinste Abbild des Ganzen sei, wird verwirklicht in seiner Kunst: sie ist ein intuitiv geschautes Weltbild, ein Spiegel der Zeitseele, gesehen mit den Augen einer vornehmen Künstlernatur, die Höhen und Tiefen kennt und die alte Weltweisheit begriffen hat, daß es das ganze Leben gilt, sollen Ewigkeitswerte geschaffen werden:

Wie kann ich zum reinen Juwele
Mir prägen die Feuer der Seele?

Ihr Blüten, kunstvollkommen,
Wie habt ihr's unternommen?

„Wir haben das ganze Leben
Daran gegeben!"

Frankfurt a. Main

Hanns Heinrich Bormann.

Prosastücke

Müller Heibel

Es ist nicht germanische Wanderlust, wenn ein Westerwälder sein Heimatdorf verläßt. Jaigende Schneestürme tragen die Schuld, wenn auf den kahlen Binsenheiden Abteien verödet sind. Um die eisstarrenden Kittel aufzutauen in der Sonne des Tals, haben die Einsiedlerbauern in dem Winternebel des Wacholderhochlands die bemoosten Strohhütten den Regenwinden überlassen und ihr Kinderwägelchen an die Sonne gerettet. Mensch und Mensch ringen hier nicht; nur den Elementen weichen sie.

Es war auch kein Lebender, der in dem Dorfe Steinborn ein ganzes Geschlecht vertrieben. Ein Toter tat, was der Lebende nicht zu vollbringen vermochte, obwohl er Ehre und Glück des Hauses, Vieh und Felder vernichtete. Aber nachdem er gestorben war, wich der fletschende Mohr mit den rollenden Augen nicht mehr von ihren Fenstern. Erst kam er nur nachts: Wenn beim Auskleiden ihr Blick in den kleinen, halbblinden Spiegel fiel, so sah er über ihre Schulter mit hinein. Wenn der Laden auf- und zuschlug

im nächtlichen Gewittersturm, so stand er hinter dem geschlossenen Flügel. Aber dann erschien er auch am Tage: Wenn sie Reisig sammelten im Wald, schlich er hinter den Stämmen. Wenn das hohe Korn wogte, tauchte er dahinter auf und duckte sich wieder. Erst mieden sie Keller und Speicher; bald gingen sie nicht mehr in den Stall; und schließlich standen sie vor der Haustüre und wagten nicht mehr einzutreten. Mit leeren Händen rannten sie ins Weite, das Gesicht verbergend vor dem Verfolger, der im wehenden Flammenmantel ihnen nachflog.

Wenig kennt das Volk sonst die Scheu vor dem Tode. Schon mancher, der zum Trauerbesuche in das Sterbehaus kam, hat der Witwe lange harmlos auf der Banktruhe gegenüber gesessen, um auf seinen Wunsch, den Verstorbenen noch einmal zu sehen, schließlich die Anwort zu erhalten, er möge nur den Deckel der Truhe aufheben, die ihm zum Sitze gedient. — Auch fällt ihnen nichts darüber ein, Bett an Bett mit dem Toten zu schlafen, wie sie es mit dem Lebenden getan.

Aber als sie von dem Tode des Müllers Heibel in Steinborn vernahmen, da hat der Tote es zustande gebracht, daß sie seinetwegen das Backhaus schlossen, in dem er gestorben war, und den Kuchen nicht aßen, der schon für die Kirchweih gebacken war, und schließlich verlangten, daß das ganze Backhaus in Brand gesteckt werde. Freilich

fehlten nicht die Helden, die lachten, Zwetschenkuchen müsse sein und es dürften noch vier Leichen im Backhaus liegen und da schmecke ihnen der Zwetschenkuchen immer noch.

Es war nämlich ein so reiches Erntejahr, daß man in Kuchen schwelgen konnte. Geschlossen wie graue Bastionen standen die Kartoffelsäcke bis unter den blauen Himmel die Felderterrassen hinauf, daß die großen, pelzigen Bärenraupen auf den Straßen verzweifelt herüber und hinüber eilten; und die unzufriedenen Bauern über nichts anderes klagen konnten, als daß sie nicht einmal kleine Kartoffeln zum Schweinefüttern hätten. Wie Trauerweiden waren die Birnbäume gebogen, und die schräggewehten Apfelbäume mit ihren rotbäckigen Kugeln waren wie hochgetürmte Fruchtkörbe. Kaum nagten die Hasen noch an, was auf die Stoppeln fiel, in die goldgelben Wucherblumen.

Aber nicht etwa deshalb wollten sie das Backhaus schließen, weil sie vor der asketischen Majestät des Todes zu schwelgen sich schämten; auch nicht deshalb, weil der Müller Hungers gestorben war, obwohl der alte Birnbaum vor dem Fenster fast die Scheiben eingedrückt und ihm die Birnen in den Mund gehalten hätte. Sondern es war das Grauen vor dem fletschenden Mohr, der die weißen Augen rollend da oben im Backhause lag, die angeketteten Hände ballend über ihren Kirchweihfreuden, über ihrem Backstubengeschnack — von keinem geahnt!

Gewalten schlafen in allen Dingen; im einen entfesselt sie das Leben, im andern entfesselt sie der Tod.

Wem glänzen die mattäugigen Milchopale in den Eisbergen der Polarnacht? Wie sollte im Bauerndorfe einer sein, der das Sinnbild sähe in dem unscheinbaren Dasein eines Mahlmüllers!

Es wunderte keinen, daß das Mühlrad immer schläfriger ging und eines Tages gänzlich stille stand. Längst hatte Heibel gesehen, wie das schwarze Waldungeheuer geduckt hinter dem Horizont hervorschaute und seine Arme breit ausgespannt um die Kornfelder legte: „Mein wird alles.“ „Alles verkauft, alles verkauft!“ schallte ihm entgegen von jeder Scheunentenne, und es war ihm, als sausten alle Dreschflegel höhnend auf seinen Rücken herab. Manches säckebeladene Kuhfuhrwerk begleitete er, die Hand am Leiterbaum, bergauf bergab bis an den Rhein hinunter, in beständiger Unterhandlung mit dem unerweichlichen Kornbauern. Aber da wartete schon der Schleppzug im Strom, und auf schwankendem Brett trugen die Lastträger Sack nach Sack hinunter in den Bauch der aufgedeckten Kähne.

Da stand er denn und sah die schwarzrauchenden Schleppdampfer langsam wie Leichenzüge stromaufwärts ziehen, mit der goldenen Ernte des Landes, die sie den großen Getreidespeichern der schornsteinstarrenden Riesenstadt zuführten, in weiter Ferne. Wie in einem Fabel-

wald regte sichs dort in der Eisenwildnis der Maschinen, die das Getreide mit ihren Tierrüsseln aus den Schiffen hinaufsaugten und es von Eisenhand zu Eisenhand, ohne daß ein Mensch sich in die gespensterhafte Arbeit der tätigen Gewalten einmischte, weiterreichten, bis das weiße Mehl sich leise in die Säcke des Bäckers gefüllt.

Was sollte das Mühlrad noch laufen? Damit er den Schlaf wieder finde? Denn seit es nicht mehr Tag und Nacht seine ewige Melodie rauschte, wachten die Kinder nachts von der Totenstille auf, und Müller und Müllerin wälzten sich schlaflos auf dem Lager. Einmal war er aufgestanden und hatte die Schulter an das Rad gelegt, um es in Gang zu setzen; stundenlang ging er es drehend und drehend auf derselben Stelle, bis der Morgen dämmerte und er sah, daß auch der Mühlbach am Versiegen war! Die scheltende Frau und die schreienden Kinder hatte er in Schlummer gelullt. Da legte er eine Kette an das Rad, hängte ein Schloß davor und schlich sich davon, aus dem schlafenden Haus.

Wettern und Fluchen würde das Erwachen sein, wie es immer gewesen. Aber er brauchte nun nicht mehr ins Mühlenhaus zu flüchten, daß Kammradgepolter, Gerüttel und Schaufelgeplätscher ihm die Ohren verstopften gegen die bösen Worte der Frau, die sich in dem Lärm und Gestampf vergebens heiser schrie.

Er erinnerte sich eines Bruders, für den er

in besseren Tagen gutgesprochen und tief in den Beutel gegriffen. Im Nistertale betrieb er ein bescheidenes Sägewerk. Dahin richtete er seinen Weg.

Blaugetaut grauten die Schlehenhecken. Die Scheibe der Sonnenblumen drehte sich langsam dem Osten zu. Pfirsichrot färbte sichs am fernen Rand. Er trat in menschenleere Wälder; trat aus dem Wald auf menschenleere Äcker und Wiesen. Nur eine Rebhuhnkette ging manchmal girrend vor ihm auf; er war jetzt wie das Wild in den Furchen. Brombeeren der Heide und Falläpfel der Stoppelfelder waren seine Reisekost.

Ein Gläubiger ist nirgends willkommen. Aber er fuhr nun auf weichen Waldwegen, in denen die Klauen der Schafherden eingedrückt waren, auf die wurzelscheiben- und weidenröschenbestandenen Baumschläge, schleifte gesteigerte Eichenstämme in die Säge, schlug die Balken kantig und setzte die geschnittenen Bretter in der Form der riesigen Baumrümpfe auf den rindenbeschälten Zimmerplatz. Gegen Obdach und Brot! Bis ihn eines Tages der Wunsch überkam, Frau und Kindern wieder einmal eine Barschaft unter den Christbaum zu legen. Da sagte ihm der Holzhändler, daß er Mäuler genug zu stopfen hätte.

„Adieu!“ ... Da stand er denn in wegloser Schneenacht. Daß derjenige ihn vertrieb, der eigentlich bei ihm im Brote stand, und daß er hätte gebieten können, wo er gebeten hatte, der

Gedanke kam ihm nicht. Er spie nur aus vor dem Wort eines Bruders; und als wenn Weib und Kind durch das Wort bedroht wären, zog ihn ein hegendes Mitleid nach seiner Mühle zurück. Es war eine beschwerliche Wanderung auf Straßen, die der Wind hier blank gefegt, dort unter Schneedünen verschüttet, in denen er bis zur Hüfte einbrach. Er mußte über Heiden, wo Krähenfüße und von Füchsen abgenagte Gerippe die einzige Spur des Lebens waren; und je näher er mit rauhreifbeschlagenem Halstuch und vereisten Tränen der Heimatgegend kam, um so weniger verstand er, wie er die Frau mit leeren Taschen davon überzeugen wollen, daß er für sie und sein Haus den Holzknecht gespielt. Vom Geschirrschuppen aus wollte er sich im Mondschein heranschleichen und ins Fenster sehen. Aber auf den Wiesen stand das Schaleis unter dem Schnee und von welcher Seite er sich auch anzupürschen versuchte, immer wieder brach der tastende Fuß polternd ein, daß er nicht vor noch zurück konnte ohne Klirren und Krachen. Da sprang er endlich mit großen Sätzen durch den Schaleisgrund, der ihn von der Mühle trennte, naßgejagt von dem Donnergepolter, das er verursachte. ... Wer rührte sich da, in Säcke eingewickelt, in dem Schuppen?

„Wer ich sein? Ich sein der jetzig Miller!“ gab ihm der alte Fechtbruder zur Antwort.

„Worin ich nit drin in der Mill schloofe? ... Die Ratte wolle doch aach e Plätzche hon.“

Ins Dorf hinein gezogen! Die Mühle verlassen! Die Frau ging auf den Hausierhandel und die Söhne auf die Schicht ... Nur die leeren Mehlsäcke hätten sie mitgenommen, um sie mit Marken zu füllen — erzählte der Vagabund — denn ihr Geld hätte der Müller all klein gemahlen.

Tot für sie! Kein „Schreiwes" des Bürgermeisters mehr war gekommen. Hart und kurz hatten sie das Band gelöst — mit ihm und der Mühle. Zu den Ratten und Landstreichern hinab! — so fühlte er die Fußtritte. Zu den Ratten und Landstreichern hinunter! Von dem Dachrande fielen die Eiszapfen im Mond und zerspritzten wie Tränen ...

Für wen sollte er nun noch arbeiten! Brauchte er jetzt mehr, als dieser alte Narr, der sich für seinen Nachfolger ausgab!

Er folgte seinem Beispiel. Im Sommer schlief er auf schrägen Feldern, wo die Baumgrille vom nahen Waldstück singt, in den Kornhausten; im Winter unter dem Bretterzelt der Steinbrüche, in dem sich die Kipper vor Wind und Regen schützen, oder im Stroh einer Bauernscheune. Aber die Einsamkeit jagte ihn schließlich in die Städte. Heute war er Fuhrmann; morgen Speislanger in den Neubauten; übermorgen Sackschlepper am Hafenkai. Zuletzt war er Plakatsteher für ein Tingeltangel. Da konnte er das alte Herrentum nicht länger niederkämpfen, legte die große Programmtafel plötzlich mitten

auf die Straße und ging davon — seitdem in dem Rufe eines unverträglichen, hartköpfigen Gesellen, der sogar das Schnapsglas zurückwies, das ihm ein Arbeitskollege hinhielt. Er verkam nicht, erhob sich aber auch nicht mehr. Das Menschengewühl, in das er geflohen war, peinigte ihn allmählich. Das Straßenpflaster, aus dem blauen Basalt seiner westerwälder Säulenbrüche gefügt, brannte ihm unter den Sohlen. Sehnlich zog es ihn zu dem rheinischen Kloster, in dem seine Schwester sich befand als eine der armen Dienstmägde Christi.

Es war neblig und naß, sein Hut durchweicht, seine Kleider dunsteten und in die zerrissenen Schuhe quetschte sich die glitschige Erde. Aber er wanderte und wanderte in der tiefen Streu des Herbstlaubes dahin und hörte immer nur das Glöckchen in jenem stillen Seitental und die sanft auf ihn einredende Stimme einer gütigen Nonne.

Zaghaft behielt er die Türklinke in der Hand und fragte, ob er hereinkommen dürfe.

Warum denn nicht!

Er fühlte, daß er kaum stehen konnte und fragte, ob er etwas zu essen erbitten dürfe.

Warum denn nicht!

Sein kurzes Haar war grau geworden, wie es früher vom Mehlstaube gewesen war. Oft mußte er den gefüllten Löffel wieder in den Teller sinken lassen, so plagten ihn Armreißen und Husten. Die Schwester meinte, daß er es wohl von dem

vielen Mehlstaube, den er geschluckt, noch auf der Brust habe, und an seiner Gicht die kalte Mühle schuld sei.

„Du hast es gut" wiederholte er nur immer.

Sie mochte daran denken, daß er sie einst zum Eintritt in das Kloster ausgestattet und fragte, ob sie irgend etwas für ihn tun könne.

Lange schaute er sie mit seinen erloschenen Augen an; lange, als wolle er, ehe der Wunsch ausgesprochen, in dem Angesichte lesen, wie das Wort sich darin malen werde, und den Blick auf die strenge Nonnenhaube geheftet, sagte er: sie solle ihm helfen daß er wieder mit der Frau übereinskomme. Da stieg Röte in die Wangen der Schwester und sie erhob sich und sagte in feierlichem Schmerz: sie hätte ihn lieber tot gesehen, als verheiratet mit einer Irrgläubigen; jetzt erführe er die Strafe des Herrn.

Seine Schultern sanken. Steif und schwer fielen die Hände auf seinen Schoß. So saß er stundenlang mit verglasten Augen und die Schwester, die ratlos ihre Nachbarin hinzugerufen hatte, vermochte ihn nicht aus der Starre zu rütteln.

Endlich sah er sie wie aus dem Schlafe erwachend an und sagte mit warnendem Finger: „Du tust ihr nichts, sag ich dir! Du tust ihr nichts!"

Sie halfen ihm am Arme aufzustehen und rieten ihm heimzukehren.

In der Türe wandte er sich noch einmal zurück und erhob den Finger.

„Nein, nein, ich tue ihr nichts" sagte die Schwester wie man zu einem Irren redet.

Weit kam er nicht. Wie ein Seestern liegt ein Wald über den Rücken der Felder, und wo der eine Zacken sich am längsten ins Tal hinabstreckt, vergrub er sich in die strengduftende Blätterstreu, die der Wind hinter den von den Äckern zusammengetragenen Quarzkieseln hoch aufgehäuft hatte, und schlief ein. Zwei Tage lang lag er in totenähnlichem Schlaf, aus dem er auf seltsame Weise erwachte. Rehe fraßen ihn aus dem Laubhügel heraus, den die liegende Gestalt aufwölbte, und er lag geduldig und merkte, wie sie ihm aus den Händen fraßen und über der Brust, während der Blick dunkle Wunderländer gewahrte, die hoch am Himmel in langen Inseln sich hindehnten — die Waldkämme auf dem fallenden Morgennebel. Er ruhte in einem herrlichen Grab; mit offenen Augen; leicht war ihm die Erde; die Welt lag hinter ihm und über ihm verschwammen die Grenzen der Ferne. . . .

Lange dauerte es, bis er seine Wanderung fortsetzte. Qualmende Kartoffelfeuer kamen; pflügende Gespanne und wintersaatstreuende Bauern, die wie Schemen in den Wolkenschleiern der rauchenden Schollen dahinschritten, und er glaubte noch immer außerhalb der Welt zu sein und zog ohne Antwort entlang, wenn die Begegnenden ihm die Zeit boten. Wie das alles vorüber und hinter ihn glitt! Eins nach dem andern.

Das war die Mühle; das waren die Nachbarn, die Kunden, die Frau, die Kinder, Bruder und Schwester! Und war das nicht Christian Heibel selbst, was da Stück für Stück von ihm abglitt? Und unter den letzten deckenden Fetzen schwankte schon der Geist der Verlassenheit daher, der nur noch einmal an die Türen pochen ging, hinter denen er zu Hause gewesen, als er noch nicht aufgehört hatte, ein Mensch zu sein?

Den Hut von Altweibersommer umsponnen und den Rock noch behangen mit den Blättern seines Waldlagers, trat er in die Tür des kleinen Häuschens, in das die Frau eingezogen war, grüßte nach gleichgültiger Bauernart, als hätte er vor einer Stunde erst das Zimmer verlassen, und ließ sich müde auf den Holzstuhl sinken. Die Frau, die mit den Söhnen und Mädchen beim Essen saß, stand auf, schlug die Schürze vors Gesicht und weinte, und sofort erhoben sich auch die Söhne vom Tisch, stellten sich vor ihn hin und überschütteten ihn mit Scheltworten, nannten ihn Vagabund, Strolch und einen Tagdieb, der sie und ihre Mutter belogen und betrogen und alles verfressen und versoffen habe. Als sie sich solchermaßen von Anwälten in Schutz genommen sah, weinte sich die Mutter immer zorniger in Selbstbemitleidung hinein, drängte die Söhne schließlich weg und ergriff selbst das Wort: Gegen andere Leute hätte er großartig sein können; den Studenten-Müller hätte er sich nennen lassen und

seine Geschwister zu Pfarrern, Schulmeistern und Nonnen gemacht; für jeden Lump hätte er gutgesprochen und nicht einmal sein Erbteil von der Spitzbubengesellschaft herausverlangt! Was er jetzt davon habe? Ob ihm der Herr Pfarrer ein Stühlchen im Himmel dafür ausgemacht hätte? Ob ihm der Sägebock im Nistertal vielleicht eine neue Mühle hinstelle? Sie hätte sich abschinden können wie ein Vieh! Am Tage sei sie mit der Kietze auf dem Rücken gegangen und nachts mit dem Eimer im Haus herum gezogen. Die Haare gingen ihr aus und ihre Beine könnten nicht mehr fort. Und jetzt, wo sie das Schwerste hinter sich habe, käme er und glaube, daß sie ihn Faulenzer, der alles die Bach hinuntergejagt, miternähren werde? An ihrem Haus und an ihren Kindern habe er keinen Teil. Wenn er Brot mit ihnen essen wolle, solle er mit arbeiten....

Er saß auf seinem Stuhle, als wenn die Rede nicht an ihn gerichtet wäre, und beobachtete nur die Kinder der Reihe nach, die aber herumstanden und die Worte der Mutter mit Kopfnicken begleiteten. Da richtete er sich auf, blieb stehen, als wenn er ihnen allen noch etwas sagen wolle, zuckte aber dann mit so hilfloser Gebärde die Achsel, daß das jüngste Mädchen sich furchtsam der Mutter an den Arm klammerte, und ging ohne ein Wort von dannen. Das Kind wollte nachgehen, doch zog die Mutter es strafend zurück und schloß die Türe zu.

Als wenn ihn eine Art Redlichkeitssinn antriebe, nun auch den äußeren Zustand für die gänzliche innere Vereinsamung herzustellen, damit das Schicksal um nichts betrogen werde, klopfte er bei dem Bürgermeister an und bat, die Gemeindearmenstube, die verstaubte oben im Backhaus liegende Kammer, in der eine Bettstelle mit einem Strohsack und ein Bretterstuhl Platz hatten, ihm als Schlafstätte zu überlassen. Und obwohl das Ortsoberhaupt oftmals über die „Kräm" geflucht hatte, die man mit der ganzen Familie habe, und auch über die Müller, die alle einen zuviel hätten, sah er ihn inteuerlich über die Brille an und legte ihm den Schlüssel endlich mit einem „In Gottes Namen" zögernd in die Hand.

Nicht zehn Zwetschenbäumchen weit entfernt von dem Hause, das sich ihm verschlossen, lag er nun da oben manche Nacht und auch manchen Tag, wenn er nicht fähig war, sich vom Strohsack zu erheben; lag über dem ewigen Ein und Aus der Männer und Weiber, wo das Reisig in der Flamme nicht erlischt und die Heimchenmelodie nicht stille wird, mitten unter ihnen und dennoch so verschollen, daß keiner über sich deutete und fragte, ob er da oben ausruhe oder draußen umherirre von Tongrube zu Tongrube, in den Schwemmsteinlagern oder den Obstkrautfabriken des Rheins, um durch Handlangerdienste sich weiterzufristen. Nachdem man ihn wochenlang

nicht gesehen, tauchte er zuweilen abends auf, um morgens wieder auf Wochen zu verschwinden. Manche wollten zwar wissen, daß er sich von keinem Arbeitsherrn mehr wolle was sagen lassen; daß er sogar mit seiner geistlichen Verwandtschaft, an deren Armentischen er reihum Kostgänger gewesen, nicht mehr gutleut sei; und so erklärten sie es sich, daß er sich von Zeit zu Zeit wieder im Dorfe blicken ließ. Denn wenn sie ihm zuweilen eine Tasse Kaffee im Felde reichten, so schluckte er sie aus, daß er hinter den Atem kam.

So war fast ein Jahr vergangen. Orange leuchteten die Vogelbeeren an den Straßen; Hammelbeinchenduft lag überm Land; und überall schlugen sie mit Stangen in die äpfel- und blätterregnenden Bäume. Froh sollte diesmal die Kirmes begangen werden. Schon kam die Jugend abends zusammen und reihte ausgeblasene Eier, rotgefärbt und weiß, die sie das ganze Jahr über gesammelt hatten, zu lustigen, leichten Ketten auf, die als Festons den Tanzboden umwinden sollten und den laubigen Balkon, den der Zimmermann hoch in den mächtigen Ästen der alten Dorfkastanien aufzuschlagen sich erboten hatte. Aber aus den Brettern, die den Boden der phantastischen Weinlaube geben sollten, mußte er einen — Sarg machen.

Als er nämlich auf die Kastanie geklettert war, die ihr Laub an die Scheiben des Backhausfensters anlegt, ließ er sich plötzlich wie ein

Sack herabfallen und behauptete, als er wieder zu sich gekommen war, daß eine giftige Wolke in dem Baume hänge, die ihn betäubt habe. Da erinnerte sich der Bürgermeister, daß ein Reisender, der unlängst vor den Weiberleuten in der Backhaustür sein Musterköfferchen ausgebreitet, sich die Nase zugehalten und gescherzt hatte, das Hotel sei auch nicht ersten Ranges. Damals hatten sie über den guten Witz gelacht. Denn keinem Bauern kommt der Gedanke, daß an seinen Einrichtungen im Ernst etwas zu tadeln sei. Aber nun bekam die Sache plötzlich ein anderes Gesicht und obwohl es schon stark dämmerte, steckte sich der Bürgermeister den Schlüssel ein und begab sich in das Backhaus.

Die Heimchen zirpten in der Stille, und über sich vernahm er keinen Laut. Nach frischem Brot und Holzbrand duftete es wie immer . . . Aber indem er die Luft einschnuppernd ein paarmal auf und abging, merkte er zu seinem Schrecken, wie die grauenvolle Süßlichkeit der Gräber in dieses Haus des Lebens leise, aber unaufhaltsam eindrang. Wie aber fuhr es ihm in die Glieder, als er die Tür zu der Stiege öffnete, die hinaufführte bis an die verschlossene Tür der Armenstube. Zwei Leichensteine, wie sie von alten Gräbern entfernt werden, standen im Halbdunkel einzeln die Treppenstufen hinauf! Und als er in der eklen Pestsüße des Gangs mit trocknem Gaumen nach der verschlossenen Tür lauschte, da war

ihm, als wenn er ein Gewühl und Gewimmel darin arbeiten hörte, gleich dem dumpfen Rauschen eines Bienenstocks.

Die Schweißtropfen standen ihm noch auf der Stirn, als er ins Freie trat; und das grausige Mahlen im Ohr ging mit ihm nach Haus und erfüllte seine Dienststube, wie das Geräusch der käuenden Kühe auf dem warmen Dunst des stillen Stalles schwebt. . . .

Wütend wehrte er mit den Händen ab, als die Bürgermeisterin hereinkam und ihm zuzwinkerte, die Müllerschen stehe draußen.

Er wolle nichts wissen, sagte er mit zugehaltenen Ohren. Die Müllerschen sage nämlich, es habe ihr schon zwei Nächte Einer ans Fenster geklopft und als sie den Laden geöffnet, sei nichts zu sehen und zu hören gewesen und da wolle sie mal bei ihm spekulieren, ob der Heibel am Ende im Orte sei.

„Do hätt se sich ehnder nooch erkundiche solle, sächsie!“

Aber so sehr er sich den Kopf kratzte und stöhnte — länger als bis zum nächsten Morgen ließ sich der schwere Gang nicht verschieben. Nach umständlicher Beratschlagung mit dem Gemeindediener begaben sich die beiden in das Backhaus, schlossen die Tür von innen, banden sich zu ihrem Schutze zwei Fastnachtsmasken vor, in die sie branntweingetränkte Lappen eingelegt hatten, stiegen an den Grabsteinen vorbei die

Treppe hinauf und schlossen die Tür der Armenstube auf . . . Hatte sich da noch einer maskiert und das Fastnachtsgesicht eines grinsenden Mohren aufgesetzt, der kettenrasselnd dalag und ihnen die schwarzen Finger gekrallt entgegenhielt? Unwillkürlich nahmen sie, ihren Augen nicht trauend, die falschen Gesichter herunter — aber das schwarze Antlitz ihnen gegenüber war echt und rief mit pestaushauchendem Mund, daß sie zurücktaumelten: „Seht ihr es jetzt endlich, wie verlassen ich war!"

Und kaum hatten sie von der Türschwelle aus mit der Stange, die sie mitgebracht, das Fenster aufgestoßen, als ein lichtscheues Larvengesindel in beleidigtem Gewimmel sich zischend abfallen ließ, wo es in weißen Klumpen gesessen und in dämonenhaftem Unwillen in geheimnisvolle Schlupfwinkel verschwand. Da stürzten die Männer vor dem Toten davon, der nun auf einmal mit dunklen Augenhöhlen dalag, ohne die Tür hinter sich zuzuziehen. . . .

Und hinter ihnen mit schritt das Entsetzen in das Dorf und quälte die Menschen mit der Frage: Wie lange haben wir unter dem Kirchhof und den Grabsteinen unser Brot gebacken!

Und bald gab es grausige Antwort auf die Frage. Wochen war es her gewesen, da war der Müller eines Abends in die Wohnung der Frau eingetreten, knöpfte den Kragen ab, legte den Rock neben sich und begann sich die Schuhe aus-

zuziehen, so daß die Kinder ihm wie einem Verrückten zusahen. Aber die Mutter ergriff Rock und Kragen wieder und hielt sie ihm mit befehlshaberischem „Adieu“ in die geöffnete Tür.

Und der zu sterben gekommen war, mußte sich weiterschleppen . . . In derselben Nacht aber war die alte Leyenpetersch von einem Gepolter wach geworden, das sich anhörte, als wenn zwei Kreuze vom Kirchhof fortgegangen, über die Straße hinüber und eine hölzerne Treppe hinauf gestapft wären. Das waren die Kreuze, die der Müller beim Hinaufschleppen auf der Treppe verloren hatte. Denn als er auf dem Kirchhof auch die Grabhügel der Eltern nicht mehr sah, auf denen er sich zuletzt hatte sterben legen wollen, da nahm er die weggeräumten Kreuze, die er im Schutt alter Mooskränze an der Mauer fand, noch zur Gesellschaft auf dem letzten Wege mit. Aber auch die blieben auf der Treppe zurück und keiner weiß, was in der Stube geschah, in der er seit jenem Tage gelegen.

Nicht Weib, nicht Kind, kein Bruder, kein Nachbar und kein Freund hatte ihn vermißt — all die Zeit! Und die Heimchen hatten weiter gezirpt und die Flammen weiter gesungen und sie hatten das frische Brot weiter gegessen und Kuchen aus dem Backofen gezogen, so groß wie die Tischplatten, hatten den Kindern Apfelplätze gebacken, in die sich die kleinen Gesichter schleckend vergruben, und nicht gemerkt, daß während all

der Zeit der grinsende Leichnam über ihnen lag, bis in dem ganzen Dorfe — die Aasblume aufging! Das Brot schmeckte darnach, und kein Getränk schwenkte den Geruch hinab. Sie blühte neben den Kissen, auf die sie das Haupt legten. Sie spukten aus und behielten den Geschmack doch in der Kehle. Die Männer steckten die Pfeife in die Brusttaschen, und die Frauen berochen mit verzogenem Munde die Bäckchen der Säuglinge.

So zog der tote Müller einen Kreis um sich, der alle weit von ihm hinwegdrängte und den Zimmermann schon auf der untersten Treppenstufe mit dem Sarge umzukehren zwang.

Da schlug nachts die Flamme aus dem Backhause und keiner löschte sie.

In allen Nachbarorten ringsumher standen sie im Dunkel und schauten nach dem roten Feuerschein, der drüben von dem Berge sich hoch in die Nacht erhob.

Als die ersten Spritzen kamen, die keine Sturmglocke herbeigerufen, fanden sie nur noch zwei Grabkreuze angeschwärzt in der Asche stehen.

Aus der Flamme aber war ein Schatten gestiegen; der fuhr dämonenhaft übers Land.

Amtstag

Da wären wir also! — sagte er, während er die Handschuhe auszog und sich in seinem geräumigen, großfensterigen Amtszimmer umsah. Der Mantel hing schon an der getünchten Wand.

„Nun wollen wir mal erst sehen" sagte er zu den Akten und schritt an der Bank vorbei, auf der sie wie Hasen im Wildpretladen nebeneinander lagen, zum Fenster.

„Na, da seid ihr ja wieder," grüßte er hinaus. Da war der Mühlbach unter dem Fenster; da schlängelte noch der Darm, der an einem Steine hängen geblieben war, auf dem winterklaren Grunde; da war zwischen Mühlbach und Flußlauf der Inselfetzen, auf dem die Enten sich putzten; da schütterte das Flüßchen über das durchblickende sinterbraune Steingeröll; da klammerte der Brückenbogen Ufer und Ufer zusammen; da krochen noch drüben, den Buckel beschneit und den Fuß freigeschmolzen, Schildkröten gleich, die Uferhügel; da war fern hinten der gerade Bergeszug und — hopsa, da stießen ja auch die Duck-Entchen wieder durch den Spiegel

des Mühlbachs, tauchten unter, schwammen hintenaustretend wie die Frösche unter der Fläche hin und puddelten plötzlich wieder das Köpfchen heraus, ein zappelndes Silberfischchen im Schnabel.

Also alles noch an seinem Platze! Folglich war auch er da. Jawohl, er sah richtigen Morgen und — wundersam! — in ihm war Leben! Er sah es, wie einer, der seine Lampe brennen läßt, auf die dunkle Straße geht und draußen sein Zimmer erleuchtet sieht. . . Das überzeugte.

Mit der Ruhe einer feinen, schuldlosen Verrichtung steckte er sich eine Zigarre an, und reinlich schwebte der Odem des ersten Rauches in den Raum.

Die Schönheit der Welt war noch da! Also auch die Ideale noch! Denn wäre eines davon zusammengebrochen, so hätte das Stückchen Welt, das sich vor dem Fenster ausbreitete, wohl sehr betrübend ausgesehen.

„Das wäre also schön! Nun können wir anfangen!" sagte er. Denn in diesem Zimmer konnte man seine Ideale schon verlieren.

Er war gewappnet. „Herein die Feinde!"

Da pflanzten sich sechs Bauern auf, Kerls wie die Eichen, denen der achtzigjährige Vater schon sein Land verteilt hatte, und nun sie darauf saßen, wollte keiner die drei Batzen herausrücken, die sich der arglose Lear für die paar Jahre, die er noch zu leben hatte, von jedem zum Unter-

halt erbat. Denn es stehe nicht im Vertrage, sagten die Klötze, die der Husten ihrer Kuh mehr beunruhigt, als die Todesnot ihres eigenen Fleischs und Bluts.

Aber als der Greis hinauswankte — hatte er sein Geld.

„Herein die Feinde!" Und ein gespreizt in seinem Havelock dastehender alter Knirps, mit quadratischem Gesicht, eingekniffenen Lippen und geierbösen, dicküberbuschten Augen verlangte sein Testament zurück, um an Stelle und hinter dem Rücken der Tochter, der in der Pflege des Peinigers das Leben verwelkte, eine Stiftung zur Erbin einzusetzen, die seinen Namen in goldenen Lettern auf die Tafel der Wohltäter geschrieben haben würde.

Und was tat der feige Schakal, nachdem ihm sein Vorhaben in das rechte Licht gesetzt war?

Bang um sein gutes Andenken, schlich er, ohne das Testament, zur Türe hinaus.

Daß man ihm kein Lineal nachwarf. . . .

Herein knixte unterwürfig eine der Landgängerinnen, die im Frühjahr mit ihren Zwirnen die Schweiz bereisen, löste sich tiefseufzend das dicke Tuch vom Kopfe und flehte gedrückt um Hilfe gegen einen Trunkenbold von Mann, der während ihrer Abwesenheit die Ersparnis vertrank, gegen Branntwein das Vieh verschenkte, die Kinder mißhandelte und hungern ließ und auf sie selbst, seine Frau, mit der Axt losging.

Da gab es schon Mittel. . . .

„Ach, junger Herr, mit Ihnen kann man reden, wie mit einem Sohn,“ weinte die Herzenseinsame heraus und sie merkte in ihrer Erwärmtheit nicht, daß sie sich versprochen hatte, als sie im Davongehen versonnen „Adieu, Kind“ sagte.

„Adieu, Bundesgenossin“ träumte er, seine Ruhe wiedererlangend, einen Augenblick die Türe an, durch die sie gegangen war, stand auf und trat zu seinen anderen Bundesgenossen an das Fenster.

„Seid nur still“ sagte er zu allen. Wie das Geflügel sich vor der Hoftreppe versammelt, wenn die Zeit da ist, zu der es gefüttert zu werden pflegt, so sah Wasser und Insel, Schneehügel und Brücke im Kreise zu ihm herauf. „Seid gewiß, ihr Stillen, ich folge Euch“, verständigte er sich mit ihnen und saß wieder auf seinem Posten. . . .

Erst auf dreimal wiederholte Aufforderung behielt das im Eifer der Rede sich immer wieder erhebende lebhafte Mädchen Platz. Sie war groß. Die freie Stirn verwies das flughafte Blondhaar zurück. Wenn die klargeschliffenen Augen blinkten, leuchtete unter dem bewegten Flügel der geraden Nase deren feinblütig gerötetes Innere vor. Feuchtrote Lippen öffneten sich vor naßglänzenden Zähnen und in samtwandiger Rosigkeit glitt der weiche Hals, sich wendend, im Kragen.

In die Großstadt sollte der Richter die unmündige Schöne ziehen lassen, die schon mit ihm liebäugelte, ihm, der ihr vertrauen sollte!

Er redete auf sie ein, wie ein milder Vater. Auf ihren gesenkten Augenlidern entzündete innere Bewegung heiße Röte; sie hatte die Ehre der Schönheit begriffen.

„Ja, Herr ... Wenn der Herr meint, bleibe ich ..."

Züchtig und leise schloß sie die Türe. ...

Und wieder sahen sich Mensch und Landschaft in die Augen. Und die Natur, die durch ihre Klarheit und die Bestimmtheit ihres Weges und Wirkens den Menschen so oft beschämt und niederdrückt, warf ihm das Bild seiner gestärkten Seele heiter zurück.

„Kämpfen wir so weiter!" nickte er hinaus, sah sich im Zimmer abschiednehmend um und schritt in den Tag. ...

Die Maus, der die plötzliche Stille auffiel, kam aus der Lambris und lief unhörbar durch das leere Zimmer.

Das Glöckchen

Ein Einsiedler hatte sich im Hochgebirge seine Hütte gebaut. Weder Feindschaft gegen die Welt noch Gottessehnsucht hatten ihn in die Einsamkeit geführt; er war sich in dem Reichtum seines Herzens selbst genug, und dem Leben zuzutragen, was ihn erfüllte, bestand kein Drang. Am Ende, wenn der Erdball in Trümmer zerfällt, rettet sich ja doch nichts von allem, was wir errungen, auf den Schwesterstern und es ist gerade so gut, als wäre es nicht gewesen. Mochte also immerhin sein alleiniger Besitz gewesen sein, was er in Gestirnen entdeckte, vom Getier des Waldes lernte oder aus Felsen grub — — Keiner der Bergbewohner freilich, der ihn eines Ratschlags wegen aufsuchte, trat unbelehrt aus seiner Hütte.

Auch das Wild der Gegend liebte ihn, und die Reheästen vor seiner Türe, während er auf der Schwelle saß. Brachten sie gegen den Sommer die Kleinen mit, so drängten sich immer zehn nasse Schnäuzchen auf einmal in die fütternde Hand. Eines Tages fiel es ihm ein, dem schönsten des Sprungs ein Glöckchen an den Hals zu hängen.

Grasrupfend niedergebogen hört das Tier Geklingel; es wirft den Kopf empor und lauscht in die Ferne, unbewegt, da schweigt der Ton wieder.

Kaum aber hatte es herausgefunden, daß er bei jeder Bewegung von neuem erklang, als es sofort den kopfnickenden Gang eines Füllens annahm. Obwohl es das Schellengeklingel solchermaßen selbst betrieb, horchte es dabei immer in die Ferne, und wußte nur, daß es sich bewegen mußte, wenn es das helle Läuten hören wollte, aber den Zusammenhang erriet es nicht. Daher fing ihm die Bewegung gleich dem Schellenklingeln selbst zu gefallen an, und es blieb beständig in tänzelndem Trabe. Mit jedem Sprunge vermeinte es dem Glöckchen näher zu kommen, und so begann es sich von den übrigen zu entfernen. Immer dem Glöckchen nacheilend, geriet es in ein Jagen, in ein Fliegen und verschwand in den Bergen.

Der Klausner, der das Gebaren des Tieres anfänglich als ein Spiel genommen, machte sich endlich nachdenklich auf die Fährte. Er durchquerte den ganzen Wald bis zu dem freien Gipfel hinauf und hielt dort Rundschau auf die Riegel neben Riegel unter ihm liegenden Höhenzüge. Das Tier war verloren. Unendlich fern summte noch das Glöckchen, schüttete noch einmal einen lauteren Ton heran, als sei das Reh, von Klüften empfangen, eben noch einen Gipfel weiter gesprungen; dann blieb es still, weit und breit.

Unruhe trieb den Einsiedler seitdem auf weitere Wanderungen, und oft stand er mitten im Gehen, das Summen des Glöckchens im Ohre, still.

Jahre waren vergangen, da fand er eines Tages am Fuße steilaufragenden Säulengesteins mit dem Glöckchen am Halse das verendete Reh. Noch stand er mit herabgesunkenem Haupte vor ihm, als ein Pfeil der Eingebung ihn plötzlich belebte. In dem Gram um das Tier hatte er sich auf die eigene Wunde gefaßt.

In bedächtigem Schritte gelangte er zu seiner Hütte. Dort setzte er sich auf den ihm als Stuhl dienenden Baumstumpf an den grün bemoosten Felswürfel, der seinen Tisch bildete und schrieb laut sprechend auf eine seiner großen Schieferscheiben:

„Es ist eine Glocke: Die Glocke der Tätigkeit. Du läutest sie selbst, aber von fernher tönt sie dir lockend ans Ohr.
Du rastest, da schweigt sie, und stumm ist dir die Welt.
Du wirkst, und es zittern von Klängen die Lüfte. Wer läutet sie her?
Von wo sie dringen, da wohnt das Glück. Auf! Ihnen entgegen!
Schon kamst du näher; denn lauter dröhnten sie, als du glühender strebtest.
Bald rollt donnerndes Dröhnen hüben und drüben

bis an die Wände des Alls und zurückrollt das
Echo, rundum brandend.
Verschlungen ist alle Erscheinung von dem Rausch deiner Kraft, und du springst in das Ziel deines Lebens, dem Tiere gleich, das mit seinem Glöckchen am Halse, um des Geläutes willen vom Felsengrat in die Tiefe springt."

So schrieb der Einsiedler und legte die Tafel auf den steinernen Tisch, daß alle sie läsen, die ratsuchend in die Hütte treten würden.

Er verließ die Berge . . .

Lange darnach fiel ein Staatsmann, indem er sein geknechtetes Volk aufrief, zum Freiheitskriege die Waffen zu ergreifen, mitten im Feuer seiner Rede in den Sessel zurück und starb, von der Kraft seines Herzens verzehrt.

Es war der Einsiedler.

Der Venusberg

Trotz seiner Weltweisheit erfuhr Richard von Greifenklau, der mächtige Erzbischof, zu spät, daß man dem Glauben nicht durch einen Federstrich der kurfürstlichen Kanzlei eine Heimstätte dekretieren kann, sondern daß er da am sonnenhaftesten strahlt, wo die Heidengötter der Schönheit noch fröhlich im Schatten der Kirchenmauern lagern. Und wenn die Glockentürme der Heiligen überall aus den verträumtesten Tälern und von den leuchtendsten Gipfeln der Erde aufragen, so sind sie deshalb so wohl gegründet, weil ihre hohe Schutzherrin, hier durch ein geheimnisvolles Silberglöcklein im Strauche, da durch einen Weißdornbusch, den sie mitten im Winter erblühen ließ, eben dort sich ihre Wohnung aussuchte, wo das königliche Tier der Welt die Säule der Kirche gutmütig auf seinen Rücken nimmt.

So war die Burg Mariens auch in den Moselbergen erbaut worden, an der Stelle, wo die heilige Jungfrau aus blauem Himmel einst ihre blitzende Krone niederstrahlen ließ, daß sie den ganzen Bergrücken mit seinen rebenbewach-

senen Flanken vergoldete und sich wie ein versunkener Schatz zu beiden Seiten in dem Flusse spiegelte. Bunter als sonstwo im Lande schwankte hier oben der goldgrüne Nußbaum im Wind; und in der Waldschabracke, die über den schmalen Grat der Höhe zottig in die Weinberge hinunterhing, rief der Kuckuck schon, während der rötliche Seidelbast mit seinem Hyazinthendufte eben den ersten Zitronenfalter aus der Ferne herbeizog. Wenn aber Scilla und Anemone blauweiß das Buschwerk durchsternten und die Buchenhallen durchflutet waren von der grünen Sonne des flaumigen Laubes, dann wanderte das Volk in Scharen die Weinbergspfade hinauf, um von der felsigen Rampe, die das Nonnenkloster wie ein Festungshof umzog, die Welt in der Glorie zu schauen, in der sie nur hier oben vor dem entzückten Auge lag. Von den angeschwemmten grünen Vorländern der Felsenufer schimmerten drunten die grauen Kirschenwälder herauf; wie Heidekrautbänke verloren sich fern die blühenden Pfirsichgehölze oder schwebten in zarten Rosenwölkchen über kahlen Schieferhängen und herben Schollenschrägen, die — saftigen Saatstücken benachbart — den Teppich verschiedener Jahreszeiten wunderhaft nebeneinander auszubreiten schienen. In den Silberkäfigen des Heckenblustes aber sangen die Vögel, und gläserne Dörfer mit ihren lichtdurchfluteten Baumschleiern zogen sich als Himmelsstationen aus dem Flußtal bis auf die bewaldete

Hochfläche hinauf, die weithin übertupft war von den blonden Wölkchen vorzeitig angegrünter Wipfel. Ja, mit so frommem Rausche erfüllte der heilige Berg, über dem die Marienkrone im Himmelsblau schwebte, die Seele, daß ein Jüngling sich eines Tages von der Mauer des Klosterfriedhofs hinabstürzte, da nach diesem Gipfel der Verzückung keine andere Sehnsucht mehr blieb, als geradenwegs in die Arme Mariens zu fliegen.

Wie nun aber Schönes Schönes erzeugt, vanilleduftende Riesenblüten aufbrechen in Tropenwäldern und der Glanz des Südens Vögel hervorbringt, die wie Edelsteine sind, so nahmen die Klosterfrauen auf dem Sonnengipfel eine blütenhafte Schönheit an, in der sich Himmel und Erde duftig vermählten — wie die Abtei auf der Höhe in ein anderes Reich zu ragen schien, während die Erdenfröhlichkeit mit ihren Weinbergen zugleich bis unter ihre Mauern hinaufreichte. Wenn die schlanken Frauengestalten in den buchseingefaßten Wegen des wolkenüberflogenen Klostergartens da oben wandelten, wo das bischofsblaue Veilchen im Grase blühte, die Kaiserkrone das Haupt aufrichtete und der weiße Flieder die goldlackumkletterte Mauer überwölkte, so schienen sie nicht nur schwesterlich verwandt mit Grünen und Blühen umher, sondern teilten auch untereinander denselben Adel der Erscheinung, wie sich Mütter und

Töchter gleichen oder ein Bild seinem Spiegelbild. Ja, obwohl hier die Zunge des Neides sprach, war nicht zu leugnen, daß die Nonnen des benachbarten Klosters Stubben Recht hatten, wenn sie behaupteten, daß selbst unter den Jungfrauen der umliegenden Ortschaften manche einherging, die ihre Schönheit wie ein königliches Erbteil von den Marienburgerinnen trug.

Trotzdem die Klosterkirche auf dem Stubbener Vorland nämlich ein wundertätiges Gnadenbild barg und den berühmten Splitter vom Kreuzesholz in seiner edelsteinbesetzten Reliquienlade aus Byzanz zur Verehrung ausstellte, trugen die Pilgerzüge ihre seidenen Fahnen an der offenen Kirchentür vorüber, heiße, steinige Pfade hinan, und warfen sich auf der Himmelswiese droben auf die Knie, auf der die Füße der Marienburgerinnen wandelten, und beteten an, ohne von einem Gnadenbild herberufen zu sein, also daß die Schönheit der Stätte und ihrer Hüterinnen ihr eigentlicher Gottesdienst war. Mütter mit gesegnetem Leibe klommen von Ruheplatz zu Ruheplatz mühsam die Höhe hinauf, um sich am Anblick der englischen Wesen mit Schönheit zu sättigen. Die Weinschiffe gingen vor Anker am Fuße des Berges, als forderte der Vespergesang droben zu einem sabbatlichen Tage auf; und immer weideten die Eslein auf der Klosterwiese, von denen sich die Bresthaften hatten hertragen lassen, um überflossen zu werden

von der heilenden Lichtflut jenes fraulichen Glorienscheins. Für den Kranz der umliegenden Flußbewohner aber waren die Klosterfrauen nicht nur die lichten Schutzgeister, deren Türmerglocke ertönte bei Feuer, Eisgang und Kriegsgefahr, sondern der ganze Berg wurde gleichsam zu dem großen Opferaltar des Landes, auf dem ihnen die reine Flamme des Guten und Überirdischen brannte; und wie alles plötzlich segensvoll und klar wird, wenn sich das Licht der Wahrheit einmal in unserer Mitte entzündet hat, so gedieh nicht nur ein vollkommenes Geschlecht umher, das beim Erklingen der morgendlichen Laudes droben feierlich den Tag begann, sondern auch Handel und Wandel erblühte; und Weingülten, Mühlen, Jagden und Renten füllten den Klosterschatz, den auch die Pilger mit köstlichen Weihgeschenken auszustatten wetteiferten. Zwar blieb es nicht aus, daß der lebhafte Verkehr der Zehntwagen und Wallfahrtszüge Wegelagerer und räuberisches Gesindel herbeizog, das die Waldungen des Reilerhalses bald mit unschuldigem Blute tränkte und einen Ring des Grauens um die Gottesinsel legte, in dem feurige Goldkisten, Schwertgeklirr, hauptlose Gestalten und verwehendes Röcheln spukhaft die Nacht erfüllten; allein weder Gespenster, noch Mordbuben konnten den Ansturm der Frömmigkeit hemmen, die dem Schönheitstempel entgegenschwoll.

Was aber Mord und Grauen nicht vermochten,

vollbrachte die plumpe Hand des eigenen erzbischöflichen Schirmherrn. Von jeher war der Barl, der Bergrücken, den der Moselfluß wie ein natürlicher Festungsgraben umspült, das Kampfziel der Kriegsscharen, und so dicht wie die Felsabhänge von grauen Rebstäben starrten, flimmerten sie oft von dem Lanzenwald der Sturmläufer. Die junge Mannschaft des Landes aber putzte den Harnisch wie zum Fest, wenn sie zum Schutze der Klosterfrauen droben ausziehen durfte; und Sporengeklirr von Freund und Feind löste sich ab in den langen Kreuzgängen, die sonst nur das Rauschen fraulicher Gewänder vernahmen. Gewiß meinte es der Kirchenfürst gut, wenn er seinen geistlichen Töchtern, deren Ordensdienst und Sicherheit er durch ständige Belagerungen und Einquartierungen gestört glaubte, während der Kriegsläufte eine entlegene Zufluchtstätte anbot. Allein die Marienburgerinnen lächelten fein über eine solche Besorgnis, als hätten sie ihre eigenen Gedanken darüber, um wen die gewappneten Männer die Weinbergsbastionen verteidigten und wie ungefährlich ihnen selbst die Fehde um den ewig umstrittenen Klosterberg war. Oder sollten sie vor Eisenrittern bangen, die sich herzudrängten, um ihnen die Beute ihrer Kriegsfahrten zu Füßen zu legen, und gutwillig wieder abzogen, wenn Schwesternhand ihrem Seidenschimmel die geflochtene Mähne mit einer

Immergrünblüte aus dem Nonnengarten geschmückt!

Indessen — der streitbare Kurfürst, dem Sickingen die Fehde angekündigt, hielt das Kloster auf dem Barl nicht für so uneinnehmbar wie die heimlichen Besiegerinnen der Heere; und da er auch seine Kriegskasse aus den Goldgruben der verehrten Wallfahrtsstätte zu füllen gedachte, so sandte er seinen berühmtesten Redner auf die Marienburg, der die Konventsjungfrauen zur freiwilligen Räumung, der zur Landesverteidigung auserſehenen Höhe bestimmen sollte.

Aber der gelehrte Doktor kehrte mit seltsamen Berichten wieder. Es traf sich nämlich, daß in dem Augenblick, als er anlangte, eine endlose Prozession zu der Bergabtei sich hinaufwand, die nicht etwa einem Kirchenfeste galt, sondern einen Huldigungszug darstellte, den Nah und Fern zu ihren klösterlichen Heiligen droben unternahm. In bekränzten Schiffen, zu Roß und pilgernden Fußes kamen sie, und die Berghöhe faßte die Menge der Verehrenden nicht. Als aber das Hochamt begann, das unter freiem Himmel auf der Klosterwiese abgehalten ward, und tausendkehlig das Tedeum erscholl, in das aus rotblühenden Kastanien die Amsel hineinsang, da schien sich nicht mehr eine büßende Christengemeinde unter dem Holzaltar niederzuwerfen, der am Stamme der laubtropfenden Mailinde schwebte, sondern festbekränztes Heiden-

tum wieder unter seinen heiligen Eichen versammelt, von flatternden Zweigen umgrünt, umflossen von Schatten und Lichtern. Und so sehr überwältigte die Bergandacht die schönheitstrunkenen Herzen, daß unter den Beifallsrufen und Tränen des Volkes die Mädchen herbeiströmten, um ihr Blondhaar auf dem Altar Mariens gegen den reinen Schleier der Himmelsbräute zu opfern, also daß der trierische Doktor glaubte, es hänge ein Zauber an dieser Stätte, der aller Rednerkunst spotte — zumal er ihm selbst erlag — und ohne seine Mission auszurichten wie im Traume zurückkehrte.

Doch der eiserne Erzbischof, der sich nicht scheute, um Gnade flehende Bauern mit eigener Hand niederzustoßen, stand von seinem Vorsatze nicht ab. An einem sonnigen Morgen entstieg er am Fuße des Inselklosters seinem goldenen Festschiff, das er nach dem Muster des Bucintoro in Venedig hatte bauen lassen, und ritt mit kleinem Gefolge durch den Buschwald hinauf, um den ganzen Konvent zu einer Lustfahrt auf dem Moselflusse einzuladen; und die nichtsahnenden Himmelsbräute, als sie das herrliche Schiff wie einen schwimmenden Palast drunten am Ufer liegen sahen, ließen sich leicht überreden, unter der geistlichen Flagge einmal schwanenschön auf den Schleifen des Flusses durch die Lande zu ziehen. Sie spürten etwas wie Flügellüften und Tanz in den Zehen und gerieten auf dem

steilen Abstiege in ein trippelndes Laufen, wie eifrige Kinder, die dem beschleunigten Schritt eines Erwachsenen folgen.

Aber bei dem Einsteigen in das Schiff ereignete sich ein Unfall, der über die Siegesfreude des Erzbischofs plötzlich einen Schatten warf. Als er nämlich der Äbtissin beim Überschreiten des teppichbelegten Trittbrettes die rotbehandschuhte Hand reichte, glitt ihm der silberne Äbtissinnenstab, den der dabei ritterlich an sich genommen hatte, in den Fluß und entschwand, was ihn wie eine Warnung anmutete, und wie der Doge von dem Bord des Bucintoro seinen Ring ins Meer warf, ihm die Vermählung der Äbtissin mit diesem Teile des Flusses zu besiegeln schien, so daß er einen Augenblick zögerte, den Befehl zur Abfahrt zu geben. Als er aber die schönen Gefangenen in ihrer weißen Ordenstracht schon erwartungsvoll die rotausgeschlagenen Goldstühle rings um seinen noch leer stehenden Baldachinsessel einnehmen sah, da lachte sein altes Diplomatenherz, und moselabwärts ging die Fahrt: an den fachwerkbunten Winzerdörfern vorüber, die sich so dicht an die Felsen lehnen, daß sie ihre Toten auf der anderen Seite des Flusses zur Ruhe betten müssen; vorüber an den Bettlergestalten grotesker Kropfweidensande; an leuchtend-grünen Inselgründen, darauf die Schafe grasen; an rotbesonnten Burgen und durchschlungenen Bergen, dazwischen die Pfade der

Täler gehn. Während nun die weltfremden samtenen Frauenaugen beim Rauschen der Strömung und Flitzen der Schwalben noch in frommer Zärtlichkeit an den vorübergleitenden Bildern hingen, lag das bewimpelte Schiff auf einmal vor Anker, und die Schwestern erwachten erst aus ihrem Traume, als sie von den Mauern des Gartens sich umschlossen sahen, über dessen wellenbespülte Treppe sie unversehens in die geöffnete Gittertür eingetreten waren. Sie befanden sich für immer — im Kloster Stubben.

Freilich sollte sich der Erzbischof des gelungenen Anschlags nicht lange freuen. Schon als er die Gartenpforte zu Stubben schloß, und die edelgestalteten Geschöpfe sich im ersten Schrecken wie ein Schwalbengedränge um seine Brust warfen, da wurde ihm trotz des Harnischs, den er unter dem Priestergewand zu tragen pflegte, vor den vielen nahen Augen und duftigen Händen so bange, daß er eilends durch den Türspalt entwich. Als er sich nun aber anschickte, auf der Marienburg die Feste anzulegen, um derentwillen er das Kloster ausgehoben hatte, da mußte er zu seinem Zorn die uneingestandene Ahnung bestätigt finden, daß allein die Klosterfrauen auf dem Gipfel den Marsch der Kriegsscharen hergelenkt hatten, und jetzo kein Heereszug mehr um die entzauberte Höhe sich kümmerte. Selbst die Andacht zog sich von dem Berge zurück, und anstatt dem kurfürstlichen Kriegsturm die erhofften

Ernten klingender Wallfahrtsopfer zuzuführen, nahm die Hochburg der Schönheit auf der himmlischen Höhe ein so klägliches Ende, daß der Eremitenbruder, der noch droben weilte, zuletzt einen Schinken bei dem Heiligenbild aufhängte, um die Pilger zu einem gleichen, bescheidenen Opfer anzulocken. Doch führte der Weg keinen Pilger mehr herauf. . . .

Drunten in dem Uferwalde aber, wo der silberne Äbtissinnenstab auf dem Wellengrunde lag, erwachte unterdessen ein seltsames Leben. Die frommen Töchter des Berges waren auf Nimmerwiedersehen davongefahren, eingeschlossen in das Kloster, wohin der hl. Bernhard einst die Nachtigallen mit ihren betörenden Lockrufen verbannt hatte. Es dauerte aber nicht lange, da zeigte es sich eines Tages, daß fremde Nachtigallen sich in den buschigen Verstecken um den Fuß der verfallenden Marienburg angesiedelt hatten; und wenn ihr schluchzender Gesang den dunklen Uferwald erfüllte und der Mond seine goldene Brücke über das flüsternde Wasser spannte, da lenkte die Erinnerung an den unvergessenen Bergeszauber heimliche Nachen drüben in die schilfverwachsenen Buchten, nur von einer einzelnen Gestalt geführt, deren suchende Schritte bald durch das Waldlaub rauschten und den steinigen Abhang umklommen, daß man das Rieseln des Gerölls bei der mitternächtigen Stille am jenseitigen Ufer vernahm. Ja der Türmer, der

von der schmalsten Stelle des Bergesgrates hinabblickt, wollte eines Nachts, als der Mond plötzlich durch die Wolken brach, gesehen haben, wie ein Nachen, in dem nur ein abgelegtes Gewand zurückgelassen war, auf der einen Seite der Bergesinsel flußabwärts trieb, während auf der anderen Seite ein ritterlicher Jüngling und eine behende Mädchengestalt eilig in die Weite ruderten. Und immer wieder ging die Kunde von Mund zu Mund, wie bald hier, bald dort ein beglückter Sohn des Landes mit einem feenfeinen Weibe heimgekehrt sei, über dessen Herkunft der Schleier tiefen Geheimnisses schwebte... Und die Nachen fuhren und fuhren. . . .

Als aber der Erzbischof nach einer Weile das Kloster Stubben visitieren wollte, da fand er die Abtei, auf deren berühmten Reliquiar die Worte standen „Keine Schönheit hatte der, der am Kreuze gehangen", zu seinem Schrecken leer und verwaist.

Er suchte zwar aus der Not eine Tugend zu machen, um sich vor der Christenheit noch den Ruf zu retten, daß er der Welt ihre sündhaften Abgötter genommen habe, und ließ sich auf einer lauten Bildertafel als einen heiligen Eiferer malen, der die Götzin Venus an eiserner Kette hinabschleppt von ihrem Berge. . . .

Aber die Nachen fahren und fahren. . . .

Die schwarze Glocke

Wie die geistigen und sittlichen Zustände der Zeit, erscheinen und schwinden die Künste.

Als die schwere, alte Sturmglocke, die das Diözesanmuseum zu Limberg bewahrt, grün bekränzt und von Weihrauch und Myrrhen umwölkt, gleichzeitig mit dem Dome ihre Weihe erfuhr, da dachte niemand, daß sie der Stadt zur schwarzen Glocke werden würde. Sie hat auch Freude herabgeläutet in den siebenhundert Jahren, die sie ihres Amtes waltete; aber Schauder geht von ihr aus, wenn ihr schwarzer Mantel uns an die Verzweiflung erinnert, die der Schreckensschrei des ganzen vierzehnten Jahrhunderts zu ihr hinauf sandte. Sie läutete die Wende der neuen Zeit ein, als sie die ungeheure Feuersbrunst verkündete, die halb Limburg in Asche verwandelte, gleichsam als sollte die Todesreife der alten Kultur auch äußerlich offenbar werden. Man meinte, es sei ein Meteor vom Himmel gefallen, um die sündige Stadt zu strafen. Ein großer Teil des Adels und der Bürgerschaft, an deren verlassene Heimstätten nur noch die Namen der Hofraiten erinnern, wanderte aus . . .

Und die schwarze Glocke läutete wieder . . .

Kein Unglück pflegt allein zu kommen. Verheerende Wasserfluten wälzten sich heran, die das Vieh aus den Ställen hinausschwemmten, die Gärten vernichteten und Mühlen und Hütten wegrissen, wie sie zuvor die steinerne Lahnbrücke donnernd gesprengt hatten. Fürchterliche Stürme brausten über die Stadt, die Obstbäume, Türme und Dächer abbrachen. Erdbeben kamen, welche die Bevölkerung monatelang in wahnsinniger Angst vor den Toren der Stadt hielten, wo man in rasch aufgeschlagenen Zelten einen Augenblick ausruhen konnte von der Erschöpfung schlafloser Nächte. Schneewehen begruben Wanderer und Warenzüge. Die Lahn trocknete aus. Hagel und Heuschrecken vernichteten das Getreide, Fröste die Rebenblüte; das Obst fraß der Wurm. Teuerung folgte der Teuerung. Die Verwahrlosung, die Ungunst der Witterung, die Gleichgültigkeit, die sich heimgesuchter Menschen bemächtigte, waren der Entstehung von Krankheiten günstig, die sich bei der Enge des Zusammenlebens seuchenartig verbreiteten und ganze Stadtteile entvölkerten.

Der Adel, der nichts mehr zu rauben fand, geriet in Schulden. Die Dynasten führten die Hofhaltung zwar in dem alten Glanze fort. Sie beschenkten die kirchlichen Anstalten, beteiligten sich an allen kostspieligen Unternehmungen von Kaiser und Reich, schritten zu Gerichtssitzungen

in königlichem Pomp, veranstalteten Jagden, Sängerkriege, Turniere und bauten. Johann, der blinde Herr, baute im Schlosse die zum Teil noch erhaltene St. Peterkapelle. Seine Gemahlin errichtete ihrem Hofnarren ein Standbild, dessen jetzt im Diözesanmuseum untergebrachter Inschriftstein mit seiner in gotischen Majuskeln gefaßten Reiminschrift noch zu lesen ist. Gerlach II. baute den Stadtgraben, dessen Verlauf noch heute die Kastanienallee der „Schiede“ bezeichnet.

Allein der Glanz war Schein. Durch die Mißernten, die Stockung des Verkehrs, die Entvölkerung und den Untergang ganzer Ortschaften, die erhöhte Unsicherheit der von Besitzlosen und Unzufriedenen belagerten Straßen, die allgemeine Not des heimgesuchten Landes und der häuserleeren halbabgebrannten Residenz, auf deren freien Plätzen das Gras wuchs, waren die Einkünfte der Dynasten beträchtlich geschmälert worden. Der Verlust tüchtiger Hauptleute, wie des Hauptmanns von Hatzstein, der so stark war, daß er ein Ohm Wein aufhub und aus dem Spunden trank, hatte den unglücklichen Ausgang mancher Fehden zur Folge, deren wirtschaftliche Schäden seit der Anwendung des Schießpulvers sich überdies bedeutend vergrößert hatten, wie z.B. einem Überfall die halbe Brückenvorstadt zum Opfer fiel. Zudem war Gerlach II. ein Dichter, also unfähig, zu wirtschaften. Und

so erleben wir denn das klägliche Schauspiel, wie er in beständiger Geldverlegenheit Korngülten und Judengeld, Münze, Mühlen- und Marktzoll, alle seine Regalien nacheinander gegen Darlehen und Bürgschaften verpfändet, Turm und Tor, Mauer und Graben seiner Residenz versetzt, sich in Abhängigkeit bringt von Zünften, wohlhabenden Juden, der ganzen Bürgerschaft, bis er zuletzt sogar seine Herrschaft, Burg und Stadt Limburg, für 28000 alte kleine Florentiner Gulden zur Hälfte dem Erzbischof von Trier verpfändete, der nach dem Aussterben des Hauses im Mannesstamm schließlich die ganze Herrschaft Limburg an sich zog.

Der Reichtum und die Macht, die der Adel innegehabt, ging zwar auf das Bürgertum über. Alles wurde demokratisiert. Die Stadt hatte sich als Preis ihrer Zustimmung zu jenen Verpfändungen eine Vertretung der Bürgerschaft aus zwölf Räten mit zwei Bürgermeistern neben den bisherigen zwölf Schöffen errungen. Sie hatte das Recht erlangt, von jedem Frachtwagen, der die Brücke passierte, einen großen Turnos als Zoll zu erheben. Sie genoß Zollfreiheit im Verkehr mit Frankfurt, Köln, Mainz und den Städten der Wetterau und das Privilegium, daß ihre Bürger weder vor einem anderen Gericht als dem Schultheißen von Frankfurt verklagt, noch wegen der Schulden des Dynasten gepfändet werden durften. Die Ritter mußten

sich gegen die Übermacht des Bürgertums zu Innungen zusammenschließen, deren Spottnamen, die Bengeler, die Spieler, die Narren, die Heufresser — für die Limburger Rittergesellschaft, „die Pfaffen“ — bezeichnend genug sind. Den höchsten Sieg aber feierte die städtische Selbstherrlichkeit in jener denkwürdigen Gerichtssitzung auf dem lindenbepflanzten Platze vor der Dechanei, in der der Schöffe Johann Boppe aufstand — „gar herrlichen“ — und sich gegenüber den geistlichen und weltlichen Fürsten, die erschienen waren, darauf berief, daß über einen Limburger Bürger immer zuerst der Schöffenstuhl zu Limburg zu richten habe und ohne dessen Genehmigung kein Limburger von den Herren oder dem Amtmann verhaftet werden dürfte — also daß die Fürsten mit ihrem ritterlichen Gefolge aufstanden und sich „der großen vursichtigkeit“ wunderten.

Allein der Feudalismus blieb; nur daß an die Stelle der Ritter jetzt die Patrizier traten. Sie suchten den Ritterstand, wie es die Regel ist, wenn neue Gesellschaftsschichten emporkommen, an Üppigkeit und Luxus womöglich noch zu überbieten. Die Kleiderstoffe wurden grellfarbig; man ging mit flatternden, bis zur Erde herabfallenden Überärmeln, mit federgeschmückten Gugeln, mit Schellchen an den Schwänzchen des Hermelins und an den Spitzen der Schnabelschuhe; die Frauen zeigten sich bei

öffentlichen Gelegenheiten in einer nach unseren Begriffen wenig züchtigen Tracht. Unmäßigkeit, Trunksucht und Laster nahmen überhand, die der Chronist nur in lateinischer Sprache zu erzählen wagt. Die Zünfte verloren sich in engherzige Bestimmungen, die den Zuzug neuer Kräfte verhinderten, die Gesellenfreiheiten unterdrückten, und ein bedrohlich anschwellendes Proletariat großzogen. Derselbe zunftgerechte Krämergeist führte in der Poesie an Stelle des Schwunges und der Phantasie Lehrhaftigkeit und Regelzwang ein: die Öde des Meistergesanges. Von einer Erweiterung des geistigen Horizontes über die Grenzen der Theologie hinaus konnte keine Rede sein. Trotzdem war der Quell der wahren Religiosität so sehr versiegt, daß die Stimme der wieder und wieder warnenden Bußprediger in dem Festlärm verhallte, in den das oberflächliche Geschlecht sich stürzte, um sich selbst, der inneren Langeweile und der Mahnung des Gewissens zu entfliegen.

Und wieder ertönte die schwarze Glocke. . .

Aus den Sümpfen und Unratstätten Ägyptens kam mit schwarzen Flügeln und langem Drachenhalse, den Reiter Tod auf ihrem Rücken tragend, die Pest über Europa geflogen, an der Spitze eines Zuges von Raben und Aasvögeln, deren Schwärme den Himmel verfinsterten. Den Hals tief herab gebogen in die Gassen, flog sie über die Städte und hauchte in Türen und Fen-

ster mit giftigem Hauch. Dreimal strich sie über Europa, und dreimal tauchte sie ihren Hals in die Brunnen und engen Gassen der unglücklichen Lahnstadt, deren Mauern und Dächer und Domtürme schwarz waren von Krähen und Raben. Denn wo ihr Rachen hinhauchte, da lagen die Straßen voll Leichen, und die Säuglinge krochen darüber und sogen sich aus den Brüsten der Mütter den Tod. Man floh entsetzt ins Weite, aber die Bauern, denen die ersten Flüchtlinge die Pest in die Gehöfte getragen, steinigten jede fremde Seele, der sie begegneten. Wer verdächtig aussah, wurde von Haus und Herd geholt, um draußen in den Siechenbaracken zu verschwinden. Viele entflohen und versteckten sich in Gräben und Sielen, jeden tötend, der nahe kam. Man schüttete auf dem Massengrab, in dem man die Leichen begrub, einen ganzen Berg auf, der noch lange der Pestberg hieß, um den Seuchenherd zu ersticken. Aber es half nichts. Man verteilte Wacholder und Essig; ließ Scheiterhaufen von Fichtenholz rauchen, um die Luft von dem furchtbaren Geruche zu reinigen. Aber das Geläute der schwarzen Glocke hörte nicht auf. Man strömte in die Kirchen, die man auch nachts nicht verließ; und der erleuchtete Dom mit dem Spiegelbild seiner blutroten Fenster im Wasser verkündete im Dunkel fernhin den Jammer der Stadt. Wallfahrten und Bußgänge und Pilgerzüge nach Rom wurden unternommen; Fasten

wurden befohlen; die Reliquien wurden jeden Tag auf den Altären ausgestellt. Und da alles nichts half, da ergriff die Pest auch die Seelen. Man lästerte den Himmel, warf die Kruzifixe ins Wasser, ließ die Leichen in den Häusern verfaulen, ergab sich wüstem Sinnentaumel und lebte in wilder Zuchtlosigkeit dem Heute, dem kein Morgen mehr folgen mochte.

Da erschienen in langer Prozession mit schwarzen Holzkreuzen und Bannern, auf denen Feuer- und Schwefelregen niedergingen, die Flagellanten, rote Kreuze auf den finsteren Kapuzen, die das Gesicht bis auf die Augenlöcher verhüllten, geführt von Kerzenträgern und Vorsängern, in deren traurige Weise der Zug der Vermummten einfiel. Und in ihren Händen trugen sie Geißeln. Und als sie in den Dom eingezogen waren und der Vorsänger das Miserere anstimmte

„Nu recket uf die uwer hende,
daz Got daz große sterben wende;
nu recket uf die uwer arme,
daz sich Gott ober uns irbarme“

— da entblößten sie sich bis zum Gürtel und schwangen, auf den Knien liegend, die gestachelten Riemen über den Rücken, Schlag auf Schlag, in wahnwitzigem Haß gegen den verruchten Körper, bis sie, Schaum vor dem Munde, in einem Rausche von Selbsterniedrigung, mit schwarzen

Ringen um die Augen, in Krämpfen zuckten und das Blut an den Fersen herunterlief. Und indem sie sich mit der Wollust der Selbstvernichtung des Mords, des Meineids, der Hoffart und jeder Ehrlosigkeit bezichtigten, versetzten sie das arme Hirn der leicht umgelenkten Massen in einen solchen Zustand von Reue, hündischer Selbstanklage und Märtyrersehnsucht, daß Ritter, Bürger und Bauern weinend in das Geheul der Bußlitaneien einstimmten und selbst Frauen und Kinder fanatisiert ihren Leib marterten. Zweimal am Tage wand man sich blutüberrieselt unter der furchtbaren Zuchtrute und schloß diesen „Gottesdienst“ damit, daß man einen von einem Engel vom Himmel herniedergebrachten Brief Christi verlas, wonach Gott aus Zorn über die Sünden der Christenheit den schwarzen Tod sandte und nur auf Fürbitte Marias nicht bis zur völligen Vernichtung schritt.

Aber das Sterben hörte trotz der Verkündigung und trotz aller Peitschenhiebe nicht auf, und das Volk, am Ende seines Vertrauens und müde der Almosenlast, welche die Geißelfahrer ihm aufbürdeten, drohte wieder von der Bewegung abzufallen. Schon hatte sich zu allen anderen Übeln als Folge der schauerlichen Erregungszustände Epilepsie eingestellt. Die Tanzwut kam hinzu, bei der die Besessenen in religiösem Wahnsinn wie Derwische tanzten, bis sie mit geiferndem Munde und unförmlich auf-

getriebenen Leibe unter Zuckungen zusammenbrachen, eine Erscheinung, die ebenso wie die Geißelzüge das Laster sich zunutze machte, um unter dem Deckmantel der Krankheit und der Frömmigkeit Greuel zu verüben. Auch Geistlichkeit und Obrigkeit drohten jetzt einzugreifen. Da wandten die Geißler ein teuflisches Mittel an, um ihre Popularität wiederherzustellen. Sie verbreiteten das Märchen, die Juden — in deren Reihen sich viele Ärzte befanden — hätten Flüsse und Brunnen vergiftet, mit einem Gifte, das aus Christenherzen, Hostienteig, Basiliskenfleisch und Kröten bereitet sei. Dies war die Losung, um sich gleich wilden Bestien auf die Juden zu stürzen, sie zu verbrennen, mit Heugabeln, Dreschflegeln und Äxten zu erschlagen oder solange zu foltern, bis sie in den Delirien des Schmerzes Giftmischerei und alles zugestanden, was man wollte. Nur diejenigen blieben verschont, die zum Kreuze griffen oder es vorzogen, sich lieber selbst mit Weib und Kind dem Feuer zu überliefern, als jenen Händen. Wenn auch im Grunde ihr bares Geld die „Vergiftung“ war, wegen derer sie getötet wurden (wie ein Chronist aus jener Zeit sagt), so spielte der religiöse Fanatismus doch ebenso dabei eine Rolle, wie bei der Judenschlacht, die der nassauische Bauer Armleder einige Jahre vorher, um die Marter und Wunden Christi zu vergelten, ins Werk gesetzt hatte.

Freilich — auch jene entsetzliche Seuche war wie jedes Unglück verschuldet, wenngleich das Zeitalter in der Erkenntnis der Ursachen und der Mittel ihrer Bekämpfung irrte. Man wußte nichts von Hygiene. Die Straßen waren so eng, daß den Planwagen, die durch die Fahrgasse von Limburg fuhren, ein Ausscheller vorausgehen mußte, der die Bäcker veranlaßte, ihre Fensterauslagen hereinzunehmen. In vielen „Ahlen" stießen die vorgekragten Giebel zusammen. Nirgends zeigten sich Vorboten des folgenden Jahrhunderts, von dem Äneas Silvius meint, kein Volk Europas habe reinlichere und luftigere Straßen als die Deutschen, und ein schottischer König würde wünschen, so zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger einer deutschen Stadt. Vielmehr starrten die krummen winkeligen Straßen mit ihren Sackgassen, Höfen und Durchgängen von Unsauberkeit. Das Volksbuch von Till Eulenspiegel läßt uns erkennen, wie es darin ausgesehen haben mochte. Hunde, die hier die eiterigen Lappen eines Hautkranken berochen, wälzten sich dort mit Kindern auf der Straße. Die Schornsteine fehlten oder waren so mangelhaft, daß alles verrußte und verräucherte. In dem Unrat, den Düngerhaufen und städtischen Abfällen, für deren Abfuhr nichts geschah, wühlten die Schweineherden. Die Abwässer, von keinem Kanale aufgenommen, standen verschlammt in allen Vertiefungen der unebenen Wege, eine

Brutstätte von Larven und Gewürm. Die Toten wurden innerhalb der Stadt, im Hofe der Pfarrkirche begraben, und da die alten Gräber immer wieder benutzt werden mußten, so deckte man eine Leiche mit den Überresten der anderen zu, soweit die aufgelesenen Knochen nicht im Beinhaus zur Schädelburg aufgeschüttet wurden. Die ekle Lauge des fauligen Gerinnsels der ganzen Stadt sickerte in das Grundwasser und vergiftete — freilich in anderer Weise, als der finstere Volksglaube annahm — tatsächlich die Brunnen. Weder in das dunkle, feuchte, übelriechende Gäßchengewirr, in dem die Katzen schlichen, noch in die kleinen, fensterarmen Holz- und Lehmhütten, die mehr Höhlen oder Ställe als Häuser waren, drang ein Strahl des keimetötenden heilkräftigen Sonnenlichtes. Unmäßigkeit, Schlemmerei, Schmutz und ein unerhörter Tiefstand der gänzlich vom Aberglauben beherrschten Medizin kamen hinzu — und es starben während eines Vierteljahres in Limburg zweitausendvierhundert Menschen, außer den Kindern. Und die Straßen, an denen der Würgengel diesmal vorübergegangen, zeichnete er bei dem zweiten Sterben, und wo er bei dem zweiten vorübergegangen, da kehrte er bei der dritten Seuche ein, bis der Schlag der schwarzen Glocke endlich ausschwang, verschwebend wie summende Luft, und der Frieden des Todes lag über der verstummten Stadt. . . .

Ihr Glanz war dahin. Es läßt sich er-

messen, welche Lücken jene Sterblichkeitsziffern in ein Gemeinwesen rissen, das zur Zeit seiner höchsten Blüte zweitausend Ritter und Bürger unter Waffen aussenden konnte und achttausend Menschen zählte, die zu Ostern das Abendmahl empfingen. Allenthalben sah man auf Tod und Ruinen. Verlassene Häuser, die niemand wieder aufbaut, schwarz ausgeschlagene Kirchen, brachliegende Felder, greisenhaarige Armut, gebrochene Männer, bleichwangige Witwen, Kinder mit ernsten Augen, die nicht lange leben, Verwachsene — denn niemals hatten die Frauen so viel mißgestaltete Wesen zur Welt gebracht, als in diesen schreckensvollen Jahren. Überall ragte Golgatha, die Schädelstätte, und predigte, daß die Welt nur ein Kerker sei, das Leben ein Übel; daß man einzig danach streben müsse, die Befreiung daraus zu verdienen, und jederzeit gerüstet sei, vor den Richterstuhl des Höchsten zu treten, der das furchtbare Strafgericht verhängt. Man suchte die Erlösung durch den Glauben und unterwarf sich in Demut der Leitung der Kirche. Alles verkirchlichte sich. Die Kirche regelte die Sitten; die Kirche übernahm die Wohlfahrtspflege; sie unterwies in praktischen Dingen und belehrte in geistigen. Es wurden neue Brunnen angelegt; das heilige Geisthospital wurde durch die reiche Stiftung eines Limburger Bürgers Werner Senger zu einem der großartigsten Krankenhäuser ausgestaltet. Kruzifixe mit ewigen Lam-

pen wurden an den Straßenbiegungen aufgestellt. Heiligenfiguren belebten die Ecken, Nischen und Türeingänge der Häuser, wie sie noch allenthalben in Limburg zu finden sind. Heiligenhäuschen, Bildstöcke, Marienbilder bewachten das Feld. Man stiftete Laternen zur nächtlichen Beleuchtung gefährlicher Wege und das Stundenläuten für verirrte Wanderer. Die Wilhelmiten, die ihr Kloster wegen der häufigen Überschwemmungen von der Lahninsel vor das Diezertor verlegt hatten, bauten die St. Annakirche; die Barfüßerkirche erstand in ihrer jetzigen Gestalt; die Zisterzienser von Eberbach gründeten sich ein Bruderhaus und jene Kapelle, die später nacheinander als Salzmagazin, als evangelisches Bethaus und als Synagoge gedient. Die Kalandsbrüder, die bei der Pest den Verschmachtenden beigestanden, siedelten sich an, und lange noch wohnte auf der weidenbewaldeten Arnoldschen Insel im Schatten des Domfelsens Bruder Siechentrost, dessen Lied und Geigenspiel die Kraft hatte, unheilbare Kranke zu trösten und das Auge der Sterbenden noch einmal zu verklären: das Volkslied erklang in seiner schmerzvollen Innigkeit.

Wie die Geißlerfahrten neue Hymnen hervorgebracht, weckten die Prozessionen und Wallfahrten jetzt Heiligengesänge und Kirchenlieder — wie denn überhaupt die Kirche nicht als kunstfeindlich bezeichnet werden kann. Die Architektur lag in ihren Händen, sie förderte die Mal-

kunst, die Holz- und Steinplastik, die Kunstschlosserei, die Glasmalerei, die Goldschmiedekunst, Stickerei, Weberei, Buchschmuck — jegliches Kunstgewerbe, und entfaltete in edelsteinbesetzten Gewändern und goldenen Kelchen, Kerzenflimmer und Musik, Weihrauch und hieratischen Kultformen einen Aufwand an Schönheit und Stimmung, der ein Zugeständnis an die menschliche Sinnenfreude war, wenn ihr eigentliches Ziel auch die Apotheose der Seele blieb, und nicht die Vollendung des Körperlichen. Aber zum Körperlichen und Weltlichen hatte das hartgeprüfte Geschlecht gar keinen Hang. Der Körper war nur die irdische Hülle, die den himmlischen Schmetterling umschließt. Man ging in Sack und Asche; wurde so unirdisch und asketisch, daß bei den Disputationen der Franziskaner und Dominikaner die Sitte begann, an bestimmten Tagen den ganzen Tag ohne Essen und Trinken dazustehen, um jedem, der Lust hatte zu religiöser Unterhaltung, Antwort zu geben. Ein romantisches Verlangen nach dem Jenseits kehrte die tränengeröteten Augen des Zeitalters glühend nach oben und riß die Entwicklung aller Lebensformen mit hinauf; so hoch, daß das Leben gleichsam nicht mitkonnte — eine Vorstellung, die sich beim Abnlick der vielen unvollendeten gotischen Kathedralen unwillkürlich unserer bemächtigt. Wer in den Formen den ewigen Gehalt sucht, wird empfinden, daß Seelen solcher Art sich in

einfachen, gewöhnlichen Bauformen nicht ausleben können. Sie bedürfen wundersamer, überschwenglicher Eindrücke. So schlank wie die mageren Gestalten in ihren enganliegenden Gewändern werden die Säulen. Schmal schießen die Wände auf. Der Rundbogen streckt sich und streckt sich bis zum steilen Scheitel zweier sich schneidenden Biegungen. Die Mauern werden so leicht, daß sie von einem Wald von schlanken Strebepfeilern als Widerlagern umstellt werden müssen. Die ruhevolle Breite der Horizontallinie ist geschwunden. Führer und Hauptausdruck des Baues ist der Turm, nach dessen Vorbild die ganze Kirche stilisiert wird — anders als bei den Italienern, die den Turm unorganisch als Campanile neben die Kirche stellten, weil er nicht aus dem Geiste geboren ward, jenem Geiste, der die Kirche zu einem Gerüst von lauter aufwärtsstrebenden, nach Entwicklung und Auflösung drängenden Kräften macht, als wäre sie die in Stein verzauberte Seele der Zeit, wie diese auch im Innern erfüllt von unbestimmtem Zwielicht. Denn der klare Tag darf nicht hereinbringen. Obwohl die Fenster die ganze verfügbare Wandfläche einnehmen, webt er, durch gemalte Scheiben verwandelt, aus blutendem Purpur und geheimnisvoll glutenden Feuern die farbige Dämmerung, in der sich die Mystik der Zeit, noch genährt von der deutschen Mondscheinsehnsucht, in ihrem Elemente befand.

Balladen

Die Freifrau von Stein

Wo das Licht ist oben im Wald, steht die Burg
auf steilem Gestein.
Tief unten — ein Flämmchen im Fluß — glimmt
trüb der Widerschein.
Gar tief ist das Mutterherz.
Weißhaarig im festlichen Saale, inmitten der
Kinder all
— zwölf blühenden Söhnen und Töchtern mit
adligem Ehegemahl —
sitzt die Mutter mit strahlenden Wangen. Hell
brennen die Kerzen im Saal.
Und jede Brust trägt ein Lichtlein in Spange
und Panzerstahl.
Kristallen blinken die Schalen ... Die Paare ver-
mischen sich bunt ...
Und lachende Zähne schimmern aus rotem
Frauenmund.
„Was trittst du ans Fenster, Mutter? Was schaust
du ins Dunkel hinaus?"
— „Von dem vielen, dem vielen Glanze ruh ich
die Augen aus!" ...

Aufgehen die Flügeltüren. Es klirrt Châtelaine
und Sporn . . .
Verneigen. . . Es stimmen zum Reigen sich
Geigen, Hoboën und Horn. .
„Was deckst du die Augen zu, Mutter? Und
willst du nicht zusehn?“
— „Zwölf Kerzen brennen herunter. . . Das
schmerzt mich anzusehn!“
„Ach, meine liebste Mutter, ich stürbe gern vor
dir!“
— „Mein Kind, so sollst du nicht sagen! Zuviel
des Glücks seid Ihr!
Ich möchte das Öl meines Lebens — ach, warum
kann ichs nicht! —
zugießen in dieser Stunde zu Eurem Lebens-
licht!“ . . .
Und die Schleier durchschlingen luftig den tanz-
durchwogten Saal,
und gerötete Frauenschultern leuchten wider aus
Panzerstahl.
Der Sohn — aus dem Gedränge hinüber hält er
den Blick —
Vom Sitz erhebt sich heimlich die Mutter — sie
schaut nicht zurück —
Sie schreitet zu der Türe — er sieht's und wehrt
es nicht —
Die Tür ist zugegangen. Herunter sinkt das
Licht.
Wie Tränen laufen die Tropfen des Wachses
die Kerzen entlang. . .

Eine Saite springt. . . Doch die Hörner übertönen's mit lauterem Klang.
Die Kerzen, die zwölf, werden heller und nehmen wieder zu.
„O, Mutter! Wo ist unsre Mutter? . . . Mutter, was tatest du?"
Sie suchten sie im Nebel, im Wald, am Fluß, im Tal,
mit Spürhund und mit Fackeln, mit Ruf und Hornsignal.
Sie ward nicht mehr gesehen. . . Zwölf Burgen ragen im Reich.
Ein Stern mit goldnen Wimpern gießt Licht auf sie zugleich.
Gar tief ist das Mutterherz.



In den Zwölften

Schmelzwasserbäche durchrinnen den löchrigen Schnee;
Nässend über den Schneefeldern graut die Luft.
Schwärzer hebt sich der schwitzende Stamm in die Höh.
Schwärzer enttauchen die Hecken gespenstigem Duft.
Kirchhofskreuze wanken aus schneeiger Gruft.
Und die Nacht erfüllt ein Nebelsee.

Hat der Schatten dort sich nicht bewegt?
Morsch entweicht der Schnee unter patschendem
Gang.
Durch die Hecke, die den Garten hegt,
Ziehn Gestalten ein, im Zuge, lang,
Die, geweckt von Tau- und Tropfenklang,
Ihre Totenlaken abgelegt.

Pfähle sind übers Kreuz mit Seilen bespannt,
Weißes Linnen ist über die Leinen gehängt.
An die Klammer greift eine knöcherne Hand,
Hat das Linnen im Schwung um die Schulter
geschwenkt.
Bald ist Laken nach Laken abgehängt —
Patschend verläßt der Zug das Gartenland.

Und es geht ein Fenster auf am Haus:
„Wessen Schritte hör ich immerzu?
Welcher Mund sprach meinen Namen aus,
Zwingt mich anzuziehen meine Schuh,
Nachzufolgen in die Nebelruh
Dieser tödlich-feuchten Nacht hinaus?“

Tritt sie vor die Türe, tut es einen Schlag,
Daß sie auf das Herz die Hände drückt:
Vor ihr rutscht die Schneelast von dem Dach,
Und — sie hat das leere Seil erblickt!
Wer hat ihr das Totenhemd geschickt?
— Über die Hecke weiß noch ein Linnen lag. . . .

Und das Wasser drang in ihren Schuh,
Doch sie holte sich das Laken dort.
Legte sich dann wiederum zur Ruh.
Frost kam wieder — eisigkalter Nord.
Und den nächsten Abend ging sie fort.
Und der Schnee deckt ihren Hügel zu.



Die drei Raben

Es sitzen drei Raben — ihr Schnabel ist grau
und alt —
auf der ältesten Eiche im Westerwald.

Sie sitzen mit silberner Kronen Last
auf kahlgeschältem, krummem Ast.

Der ragt übern Schnee, wie aus Grab und Gruft,
in die frostig gerötete Bergabendluft.

Und der eine sagt: „Es ist ein Jahrtausend her,
da ließ ich ein Samenkorn fallen im Schnee und
sah es nicht mehr.

Und eh nicht ein Kind in der Wiege gewiegt,
die aus dem Eichenstamm gefügt,

der aus dem Samenkorne sproß —
eh darf ich nicht heimkehren in mein Vaterschloß."

Sagt der zweite: „Und wenn das Kind mit seiner
Tränen Weh
ein Tal gewaschen in die Berge von Schnee,

und unter dem überhängenden Schnee in die
Felshöhle dringt,
wo die gletschergrüne Eisglocke klingt,

tiefinnen klingt mit verschüttetem Klang —
dann holen mich Wagen und Roß und der Zauber
zersprang."

Sagt der dritte: „Und schaufelte wieder Schnee
über alle der Tod,
und es wächst eine Rose rot

aus dem Herzen des Letzten über das weiße Grab,
und der Tod schlägt die Sense darnach und sie
geht nicht ab,

und die Sense des Todes zerschellt —
dann reite ich heimwärts über das demantbe-
stäubte Feld."

Und während sie sprachen — in leis-leisem Fall
tränenglitzernd rieselte auf sie der Schneekristall,

bis sie schliefen im Monde . . . Im Mond silber-
grün
sah ich heut nacht die Zacken der Kronen glühn . . .



Die Geraubte

Laß mir noch den schönen Zorn
deines überraschten Blickes,
als den Sturmruf des Geschickes
plötzlich schmetterte mein Horn;

ich verkappt vom Rappen sprang
an der Schicksalsreiter Spitze,
in der Raublust Stolz und Hitze
hoch dich in den Sattel schwang!

Laß mir noch die schauderkalt
krampfgespreizte Hand, die weiße,
als dich Augen, funkelheiße,
trafen aus des Helmes Spalt;

als du meiner Brust Vulkan
spürtest, hart herangezogen,
dich entsetzt hinweggebogen,
wollten meine Lippen nahn! —

Jetzt durchspielt ein Feuerglanz
den verstohlnen Schlitz der Lider;
küssest leis erprobend wieder — —
O, du — gib dich noch nicht ganz! —

Ganz dich haben, heißt vergehn.
Sinnberaubend — dein Umschlingen!
Und so schön ist: dich bezwingen,
immer noch vor Siegen stehn!



Erlöser

Der Traumgeist nahm mich unter seinen Zaubermantel . . .
Ich flog und flog im Sause durch die Sphären
Hinauf; hinauf, bis wir in roter Nacht
Auf einem unbewohnten Sterne landeten.
Und schwindelnd stand ich an dem Inselsaume
Vor einem Abgrund, den kein Auge lotet,
Und starrte — in die offne Hölle drunten.

So viele Menschen auf der Erde leben
Und je gelebt, so viele sah ich dorten
In langen Reihen vorgeseilt
Dem ungeheuren Eisenwagen,
Der durch die Ewigkeit den Weltball fährt.
Sie ziehn und ziehn, an strammem Seil,
Mit hohler Brust, gekrümmten Knien,
Des Lenkers Peitsche über sich.
Der Wagen aber rührt sich nicht,
Bis alle tausend Jahr
Ein Feuergeist gespannt wird in die Schar,
Der in das Seil sich wirft mit Überkraft,
Mit Überkraft,
Und schafft und schafft,
Die festgefahrnen Räder endlich löst,
Den Ball um Weites vorwärts stößt

Und — nun Millionen Füße laufen —
Zusammenstürzt,
Aus den gesprengten Adern sich verblutend,
Zertreten von dem Haufen.

Dann hängt der Wagen wieder fest.
Die Sklaven ziehn, an strammem Seil,
Mit hohler Brust, gekrümmten Knien,
Bis nach tausendjährigem Lauf
Wieder steht der Starke auf,
Der sein Herzblut für sie läßt.

— — — — — — — — — —

Ich faßte meinen Führer fester an;
Wie Ohnmachtschwäche kam es über mich.
Ich mußte wissen . . . ein vertrauter Klang
— wo hab ich ihn vernommen? — drang
Herauf und rührte mich,
Daß ich die Frage länger nicht bezwang:
„Was haben sie begangen? Was ist ihr Vergehen?
Wie heißt die Hölle, wir die sehen?"
Sprach mein Begleiter:
„Keine Sünde!
Keine Hölle diese Gründe!
Was wir sehn, ist die Beschwerde
Deiner Brüder, ist die Erde!"

Und ich sagte: „Stoße mich
Häuptlings in den Weltraum! Nimmermehr
Sieht mich diese Hölle ... Warum trugst du mich,
Solchen Jammer anzuschaun, hierher!"

Und der Führer:
„Bald ist das Jahrtausend voll,
Wo der Helfer wieder kommen soll.
Durch sein Blut muß alles Weltleid gehn.
Du — bist dazu ausersehn!“



Beda

753

Die Osterglocke läutet. Wer ist es, der sie schwang?
Das ist kein Osterjubel, das ist ein Sterbeklang.
Die Klosterglocke läutet — der Tod ist's, der sie schwingt!
Und Bedas ist die Stimme, die aus der Zelle singt . . .
Das Lied des sterbenden Meisters klingt in den Glockenschall.
Sechshundert Mönche weinen, seine Schüler weinen all.

Die Tür geht auf; es führen ihn Nothelm und Albin.
Im Kreuzgang in einer Gasse sechshundert Mönche knien.
„O, halte heut nicht Schule, Vater, wir bitten dich!“
Und Beda steht: „Die Wahrheit, Albin! Wie lange — sprich —

wie lang zu leben gibst du mir ohne Kur und Kraut?"
„Noch vierzig Tage, Meister!" Die Mönche schluchzen laut.

„Noch vierzig Arbeitstage, das ist Gewinn, Gewinn.
Das Leben zu vollenden — geb ich das Leben hin.
Nun eilt! Noch vierzig Tage! Das ist bis Himmelfahrt!
Nun lernt, daß sich euch allen die Wahrheit offenbart.
Ich will nicht, daß noch eine, noch eine Lüge bleibt.
Drum eilt, daß ihr noch alles vorm Ende niederschreibt."

Der Meister mit den Schülern im Kreis um ihn herum!
Das ist ein eifrig Treiben in dem Skriptorium.
Und Tag um Tag .. Noch dreißig .. Noch zwanzig .. Nun noch zehn ..
Der Schreiber kann vor Weinen kaum noch die Zeilen sehn.
Den Schülern fließt beim Lesen die Träne in das Buch,
und nur der Meister — lächelnd erklärt er Spruch um Spruch.

Doch immer tiefer neigt sich das Kinn in seinen Bart.
Die letzten Tage flogen und heut ist Himmelfahrt.

„Es fehlt noch ein Kapitel.“ — Der Schreiber meldet's an —
„O, gönn dir Ruhe, Vater, du hast genug getan.“
„Es ist ein Leichtes, schreibe geschwind und eile dich,
dann steht mein Werk vom ersten zum letzten Federstrich.“

Der Maienmorgen duftet; die Fenster stehen auf;
Der Schreiber füllt die Seiten; die Sonne spielt darauf.
Es sitzt auf Bedas Herzen ein Schmetterling in Ruh,
und auf und zu bewegt sich sein Flügel, auf und zu.
Die Dämmrung sinkt; der Falter sitzt noch an seinem Platz.
Der Schreiber meldet wieder: „Vater, noch einen Satz.“

„Schreib schnell!“ Der Falter öffnet die Flügel noch einmal ...
Sechshundert Mönche halten den Atem an im Saal.
Man hört die Feder gehen, da wird der Punkt gesetzt.
„Geliebter, lieber Vater, du bist zu Ende jetzt.“
„Du sagst's, es ist zu Ende, Ehre sei Gott, dem Herrn!“
Es wendet sich nach oben der dunkle Augenstern.

Der Falter legt die Flügel zusammen weich und
sacht.
Der Meister hat die Lippen, die Augen zugemacht.
Sechshundert Mönche beten und fallen auf die
Knie
und Requiem aeternam in Tränen singen sie.
Sie sehen, wie der Falter sich von der Brust
erhebt —
und in dem Strahl des Mondes zu blauen Höhen
schwebt.



Margareta von Norwegen

(1290)

So still wie auf glasklarem Weiher liegt die Bark
auf dem Bergener Fjord ..
Lautlos wie ein schattend Geheimnis ist die Bark
auf einmal fort.
Die Königin stand in der Krone des Turms von
Bergenhus;
wie sie aufsah — die Bark war verschwunden, ver-
säumt der Abschiedsgruß!

Die Königin hielt die Hände vor Schreck aufs
Herz gepreßt:
„Ich meine, der Anker säße in meinem Herzen fest

und schleifte mich durch die Wogen nach Schottland hinterher;
mir ahnt, mir ahnt: ich sehe meine Tochter nimmermehr!
Von den Klippen von Ringshorn stürzte der Vater jäh in den Tod;
ich sehe die weißen Klippen und die Wellen noch blutig-rot!
Mein Kind, du holst dir dein Erbe; mein Kind, o fahre gut!
Und dennoch wollte ich lieber, auch dein Blut röte die Flut,
als daß deine Ehe Schottland nun England einverleibt,
als daß unser freies Schottland nicht ewig Schottland bleibt!"

Gegenüber stand Prinz Edward an der Küste sehnsuchtsvoll,
so dicht, daß ihm die Woge bis unter die Füße schwoll.
Und wenn das Meer hinausebbt, zieht ihm Margret das Herz aus der Brust;
und wenn das Meer sich vollfüllt, füllt ihn Margret mit brausender Lust.
„Ich stehe zuvorderst am Strande — das erste, was sie schaut
und was sie grüßt vom Lande und grüßt als des Landes Braut.

Ich spüre ihr Steuer stehen auf mich, den nimmer sie sah;
ich habe sie nimmer gesehen und fühle sie immer nah:
Ich streichle mit den Brisen ihr nordisch-blondes Haar,
ich breite ihr auf dem Schiffsdeck blaue Dunendecken dar,
ich umschäume mit den Wellen ihren frisch hinfliegenden Kiel,
ich spritze mit klatschender Nässe ihren plätschernden Händen ins Spiel,
ich mische mich unter die Möven, die schwenkenden Sturzes scharf
das Brot aus den Lüften fangen, das sie neckisch der hintersten warf —".

So sah sie Edward nahen, — aber so war es nicht.
Wohl lag sie in Dunen und Decken, aber mit blassem Gesicht.
Wohl taten ihr Wind und Wellen auf Puls und Stirne gut,
aber es war nicht zum Spiele, sie kühlte des Fiebers Glut.
Wohl gaben zwei weiße Möwen unermüdlich dem Schiffe Geleit,
doch waren zwei schwarze Raben wetteifernd mit ihnen im Streit;
jetzt überholten die Raben die weißen Möwen ein Stück,
doch dann gewannen die Möwen die Führung wieder zurück.

So rangen sie unentschieden, wer endlich den Sieg gewinnt —
so rang auch mit dem Fieber im Schiff das Königskind.

Wohin starrt Prinz Edward plötzlich? Wonach streckt er die Hände aus?
Eine Nebelwand ist gestiegen — was ragt überm Nebel heraus?
Die Nebelwand schließt alle Weite — doch auf dem Nebel ruht
eine Krone, die Krone des Mastes der Königsbark von Yarmouth.
„Sie kommt, sie kommt!" Von der Krone kein Auge verwendete er;
weder Schiff, noch Mast war zu sehen, nur die Krone bewegte sich her!
Prinz Edward rief: „Alle Glocken des Landes, erhebt Geläut
und schwingt hinaus in die Lüfte den Hall, der den Nebel zerstreut!
Von John o' Groat's bis Landsend schwenkt Grüße, Fahnen! Auf!
Und flattert und fliegt von den Dünen, die Küste hinab und hinauf.
Von John o' Groat's bis Landsend, von Landsend bis John o' Groat's
— eine Feuermauer — lohe die Küste flammenden Rots!"

Die Glocken werden gezogen — Wie? Kein
Ton erklingt?
An den Stangen hängen die Fahnen — aber
kein Zipfel schwingt.
Die Feuer werden entzündet — aber du siehst
kein Licht.
Die Krone geht unter im Nebel, der Nebel fällt
dichter und dicht —
Ein Schatten, der Lotse, landet vor Edward ein
stummes Boot;
die Hoffnung von England war drinnen und die
Erbin von Schottland war — tot.



Douglas, der Verlierer

1424

Der Turm von Berwick läutet Alarm . . .
„Was beginnst du wieder den Kampf,
Graf Douglas? Dein Schwert bleibt immer warm,
Und dein Pferd steht immer im Dampf.“

„Ich muß! Was schwatzt ihr immer hin,
Ich sei der erste Mann?
Wenn ich mehr als Percy-Heißsporn bin,
Warum siegt der Percy dann?

Bei Fullhope, Wark, im Nesbitmoor —
Dreimal fing er mich.
Ich kämpfte wie er, doch ich verlor!
Warum er nicht? Warum ich?
Sein Schimmel — Espérance heißt er!
Meine Stute — La Mort heißt sie!
Wo ich dabei bin, geht es quer;
Wo er dabei ist, nie!
Ich berste vor Neid, ich ersticke vor Groll!
Ich muß einmal siegen! Ich will!
Auf, Lords von Angus, Orkney, Atholl —
Hinüber nach Homildonhill!"

Es war am Kreuzerhöhungstag . . .
Die Heide blühte rot
— Für Percy! Aber den Schotten lag
Ein Zehntausend im Blute tot . . .
Fiel Finsternis plötzlich, blutschwarze Nacht?
Douglas' Auge durchdrang das Geschoß!
Der Verlierer Douglas — verlor die Schlacht . . .
Dumpf sitzt er auf Percys Schloß — —

„Douglas, ich weiß, warum du mich haßt . . .
Laß uns Freunde sein, ich und du!
Du gibst die Gaben, die du hast;
Ich gebe das Glück dazu.
Und als Dritter sei Owen Glendower,
Der Zauberer dabei . . .
Komm mit mir gegen den Lancaster —
Wer widersteht uns Drei?"

Ein Auge nur hatte Douglas noch,
Aber Sieg, das Sonnenwort,
Sah er mit goldnen Lettern doch
Auf weißer Fahne dort.
Hoch in den Wolken aufgesteckt
Schon wehen sah er sie,
Und das siegeslechzende Schwert gereckt
Flog er nach Shrewsbury . . .

„Heil Percy, gewonnen! Der König liegt!"
— — „Nein, Douglas, es ist Walter Blunt!"
„Jetzt ist es der König, Percy! Gesiegt!"
— — „Wo, Douglas? Ach, Shirley, der Hund!"
„Nun traf ich den Rechten, Percy! Sieg!"
— — „Zeig Douglas! Stafford, schwernot!
Flieh, Douglas! Der König gewann den Krieg!
Er lebt und ich bin tot!" . . .

In den blauen Flachs im Severntal
Legte Douglas den bleichen Mann.
Ich siegte nicht durch dich einmal!
Mein Unglück steckt andre noch an!
Umsonst aber nahmen sie dich mir nicht,
Ich zahle es ihnen zurück.
Ich erbte von dir der Rache Pflicht,
Vielleicht erbe ich auch dein Glück!"

Und der Verlierer fährt übers Meer
Und reitet bei Verneuil de France
Mit Frankreich gegen das englische Heer
Auf — Percys Roß Espérance!

„Glück, einmal wende dein Antlitz auf mich!
Nie gelang mir im Leben ein Ziel . . .
Wenn ich heut nicht siege — sterbe ich!"

. . . .

Und Archibald Douglas — — fiel.



Der Vogel Liebe

Majada schläft und Leila lebt!
Am Wege liegt Majadas Grab.
Es ist ein Strauch dem Grab entstrebt,
Dem Grab, das Wüstensand umgab;
Da sitzt, vergessen wie das Grab,
Der Vogel Liebe.

Vertriebner Vogel! Leila trieb
Dich fort und nahm den andern Mann,
Und hatte doch Majada lieb.
Wie gut man doch vergessen kann!
Denn daß du lebst, wer denkt daran,
Verjagter Vogel!

Und Leila lebt! Und Leila wiegt
Der Reitkamelin schlanker Tritt,
Und wo das Grab Majadas liegt,
Da führt vorbei des Mannes Ritt,
Da hemmt der Mann des Tieres Schritt.
O, Vogel Liebe!

„Vom Tiere, Leila, steig herab!
Der einst dich ehrte, schlummert hier;
Begrüße deines Freundes Grab!"
Doch Leila lacht: „Was soll er mir?"
— „Wem teuer du, der ist es mir!
Den Toten grüße!"

Sie folgt . . . Was quillt im Herzen auf?
Sie wankt. Den Strauch! Wie wirr sie greift!
Vom Strauche fliegt der Vogel auf;
Und von des Vogels Flug gestreift,
Umsinkt sie tot . . . Zur Heimat schweift
Der Vogel Liebe.



Bismarck

Wie bäumte der feueratmende Gigant,
an den Felsen geschmiedet, das Fleisch! Ich war
in Menschenform gebannt,
in die Fessel des dienenden Manns. Ich schweißte
ein Schwert
wie Wetterstrahl,
schwang es wie Siegfried und — setzte Gunther
aufs Pferd
und blieb der Vasall.
Ich türmte ein Reich, das war mein Reich,

und der Purpurmantel lag auf dem leeren
Thron . . .
— Hinweg, Napoleon! —
Ich führte den widerstrebenden Kaiser bleich
die Stufen hinauf zu atemberaubenden Höhn
und blieb, sein Wächter, mein Wächter, zu Füßen
des Thrones stehn.
Völker warteten rings auf den Wink meiner
Brauen,
die Ordnung der Erde zu stürzen, und innen
rüttelte der grauen
Unholde Schar an dem Kerker, aber ich schiente
Eisen um mich und diente. Ich diente . . .
— Nun aber, Urdrang, den ich zügelte,
den Sonnenwagen meines Volks zu ziehn,
spreng die entriegelte
Brust, ins wilde Element zurück zu fliehn!
Kein Marmordom, kein Weihehaus
soll dich umschränken. In Kiefernforst und Moor,
Urwald und Heide wirke dich aus,
in knorrigen Stämmen züngle zum Himmel
empor!
In rauschenden Eichenwipfeln brause der Schrei
des Donnersturms, den ich mitnahm in den Sarg.
In Felsen, Dornendickicht und Wüstenei
verbrande das Ungestüm, das der Panzer barg!
In gekrümmten Bergbuckeln ringle sich lind-
wurmhaft
die gefesselte Tiefe hinaus das ungelebte Sein,
wenn in dem irrlichtblauen Wetterschein

das Tannenfinster auseinanderklafft!
Im schwankenden Wald, der sich zerstört, erschafft
und ewig mit den Stürmen ringt,
verwogt die heidnische Erdenkraft
meines Bluts und singt.



Michelangelo

Du siehst im Steinwald meiner Marmorbilder
dich suchend nach mir um, verwirrt wie der,
den hundertmal im Spiegelsaal, im blanken,
ringsum das gleiche Angesicht betrachtet.
Du bist ein Weib und bist dir selber klar
und einfach. Doch du bist hindurchgedrungen
und nicht erstarrt, Vittoria! So sei
das wahre Angesicht dir ganz enthüllt . . .

Du bist ein Weib und bist dir selber schön —
Erschrick nicht, siehst du diesen Felsblock an:
Am steilen Bergessturze hocherhoben
den Zaubrer draus zu bilden, dessen Arm
beschwörend ausgestreckt mit Festgewimmel
des umgeschloßnen Steinbruchs hallend-leeres
Gebirgstheater füllt — auf zwei gefällter
Urmutterstämme Schlitten zwang ich ihn,
von schwerer Säule straffer Heerkolonne
gezogen, von Carrara endlich an
und schälte mit begeistert-sichren Schlägen

die Form heraus, so schnell, als ob von innen
der Stein mir hastig in die Hand arbeite
— ein Auferstehender, den man aus den Laken
befreit. . Doch wie ich gotthaft Stirn und Auge
entstrahlen lassen will das Himmelslicht,
verriegelt sich — da, wo ich jetzt das Tuch
entferne — meinem Meißel das Gestein:
Denn einer schwarzen Ader kurze Schlange
miniert gekrümmt in den geschlossnen Augen!

. . . .

In diesen Augen lies und lies mich selbst,
den aus dem Schlummer seliger Gesichte
die schwarze Galle der Gedanken peitscht! . . .
Ich liebe dich, wie solche lieben können:
Ihr Liebesruf ist nur eine Hilfeschrei:
Wenn sie beglücken, liegt es an dem Andern!
Mir nachzugraben in den tiefsten Schacht,
wie eingewachsene Felsen, die mich hindern,
muß Werk nach Werk ich aus dem Wege räumen:
das kaum gehobene legt ein tiefres bloß.
Voll Hast und Angst, es nicht zum Ziel zu bringen,
verzehrt ein Tatenfieber mein Gehirn;
verzweifelt, wenn die Räder der Entwürfe
für kurze Pausen der Ermattung stocken,
und zwingt mich in der Einsamkeit Verschanzung
vor jedes Menschenanspruchs Tyrannei!

. . . .

Kannst du mir so verwachsen, mir gesellt
doch nur die eigene Sphäre umzubreiten,
so komm! Denn stärkere Gegenwart ist Pein,

und niemand soll mir zusehn, wenn ich bete.
Kein bittend Wort darf mich herbeiverlangen;
ich fühlte nur, daß ich mich selbst verliere,
von Fäden losgerissen, die sich nie
mehr knüpfen, und ein Rückwärtsschauender, käme
ich widerwillig an. Des Mordes wirst
du angeklagt an meinem höchsten Werk,
wenn deine Hand die Hand mir streicheln wollte,
die schaffende . . . Drum überlaß mich mir!
Nichts frage mich — ich will nicht Antwort geben;
doch Antwort gib, bevor ich noch gefragt.
Nicht spüren laß mich, ruht dein Blick auf mir;
doch sieh nicht weg — ich fühle mich verwaist!
Verwaist — begreifst du meinen Flug nicht gleich;
begreifst du ihn, beargwöhn ich das Wie.
Verbirg den Meißel, wenn mein Denken brachliegt
und sich in Kleinmut, Neid und Scham verzehrt;
doch laß ihn mit des Stahls Erraten schnellen,
durchzieht die Faust des Schöpferdrangs Magnet!
Wie schaffst du einem Unzufriedenen Frieden!
Ehrst du mein Werk, so bin ich bang um Liebe;
und liebst du mich, um Ehrung meines Werks.
Und tust du beides, ehrst und liebst du doch
nur was du siehst! Doch gerade was ich nicht
geschaffen, aber schaffen könnte — nein,
was zu gestalten ich nicht fähig wäre,
weil über Erdenmaß hinaus gedacht —
ist meines Lebens Leben, das voll Zweifel
und Eifersucht nach deinem Blick vergeht.
Drum schweige nicht, wenn ich mich selbst verdamme,

und warte nicht, bis ich mich selber lobe!
Auch weine nicht, ist der Gereizte hart!
Ich wüte wohl, du dächtest nur dein Ich
und sähest nicht, wie ich mit mir zerfallen;
doch kann ich mich vom Vorwurf deiner Augen
der trüben, nicht befrein und sterbe hin
zum Bilde willenloser Menschentrauer.
Ich bin des Unglücks feingestimmte Harfe:
All, was da seufzt, entlädt des eigenen Grams
auf alten Saiten angehäufte Spannung —
Den meisten Grund hat der, der nicht mehr weiß,
warum er weint . . .
So — muß ich fürchten — treibt
dich meine Trübsal, die vergebens du
zu lindern dich bemüht, zuletzt hinweg
in meiner Nöte höchstem Augenblick.
Denn wer sich selber hassenswürdig ist
— weltfeind, weil er gehaßt sich glauben muß —
braucht eine Stimme, die ihm widerspricht,
den Dolch der Selbstvernichtung ihm entwindet —
Um was ist sonst das Ringen all gewesen,
erwarb es mir nicht einer Seele Gunst! . . .
. . . .
Und zwingst du mich, mein Unglück denn zu segnen,
selbst Torrigianis Hammer zu verzeihn
— weil du die Leiden, die ich in den Stein
geprägt, anbetest und zur Krone flichst
für meine Stirn — so muß ich mein zerrißnes
Gemüt als eine Wunderquelle hüten,
mit der ich dich unlöslich an mich zaubre,

im sonnenvollen Kreise deiner Liebe
umrauscht von jener großen Wüstenstille,
in der die Steine singen, in geborstnem
Verfall erklingt die Melodie des Friedens . . .



Das Sakramentshäuschen
des
Adam Krafft

Mit der Schmerzenslast des Werkes auf dem Rücken,
kauerst du am Boden, machst dich selbst zum Sockel
des gewaltigen Turmes, daß dein Werk,
sich auf dir erhebend, nicht den Erdenstaub berührt.

Doch der Stein erdrückt dich nicht. Der Berg des Menschenleides,
die Passion des Gottes türmt sich himmelhoch auf deinen Schultern —
und zermalmt dich nicht! Du hast die Felsennadel,
die ans hemmende Gewölbe stößt,
aufgelöst in Laub und Licht und eine Engelswendelstiege;
und die bunte Edelsteineglut der Kirchenfenster
funkelt durch das luftige Gehäuse;

und wenn draußen vor dem Chor die Schwalben
jagen,
fliegt ihr Schatten in dem Bögen- und Fialen-
walde aus und ein —
In Spiralen schwebt die Schöpfung auf zur
Himmelsburg,
heiligenbesetzte Wolkenpfade . . .

Und du brichst nicht unter deinem Werke,
wie ein Dämon unter aufgewälztem Berg, zu-
sammen —
Leicht steht dir und licht die Pyramide
deines Lebens,
deren Mitte Gott bewohnt,
als ein Flügel auf den seligen Schultern.

Kriegsdichtungen

Das Vaterland

Trauer darf nicht trauern; Liebe darf nicht lieben;
Mütter dürfen nicht mehr Mütter sein.
Vaterland allein,
Vaterland allein
soll auf unserer Fahne stehn geschrieben.

Schöpfer darf nicht schaffen — muß sein Werk
zerstören.
Niemand darf mehr dienem seinen Stern.
Keinem andern Herrn,
keinem andern Herrn
sollst du, als dem Vaterland, gehören.

Glut zur Glut des Volkes ... Ausgelöscht dein
Name.
In die Lüfte fährt die Flamme steil.
Alle nur ein Teil,
alle nur ein Teil —
aufgegangen in der großen Flamme.

Darfst nicht für dich sterben; mußt zu Glanz
zerfliegen
Überm Vaterland — du bist nicht dein.
Friede darf nicht sein,
Friede darf nicht sein,
bis wir mit dem Licht die Welt besiegen.



Christus

Über die Blutwogen der Welt
schwankte das kleine Schiff, das den Heiland trug
in weißem Gewand ...
Tausend krallende Hände umkämpften den Bord .
„Der du den Frieden gelehrt ... Der Feinde
sich lieben hieß,
— warum rettest du nicht?!"

Da schlugen Wogenberge über die schwache
Planke,
und die entschwindende Stimme rief:
„Der Hocherhabene über seinen Sohn,
der Vater, kommet — im Krieg!"
. . . .
In roten Fluten sank ein weißer Wimpel ...



Der Kaiser

Auf einmal Schweigen über der Welt ...
Mit angehaltenem Atem ringsumher
Die Völker ... Die Bahnen, die Tag und Nacht
rollten, rollen nicht mehr.

Wie von der Erde eingeschluckt, verschwand
Das große Heer . . . Von unsichtbaren Waffen
starrt das Land . . .
— Der Kaiser reitet ins Feld.

Die Tage gehn auf; das Mondlicht fällt . . .
Vereinsamt plätschert der glatte, dampferlose
Rhein . . .
Alle Augen wandern zum andern Ufer, ob drüben
nicht Flammenschein
Aufgrellt; alle Ohren warten auf das Donner-
rollen
Ferner Kanonen; alle Herzen beben hochge-
schwollen . . .
— Der Kaiser reitet ins Feld.

Der Würfel fällt.
Weit in die Steppe verkroch sich schon der schuldige
Zar . . .
Die Lügenkabel sind zerschnitten . . . Der bri-
tische Barbar
Sucht Schutz bei seinen Henkern . . . Es beten für
uns die Moscheen
Im Morgenland . . . Geheimnisvolle Weissa-
gungen von Reichen, die kommen, und
Reichen, die gehen.
— Der Kaiser reitet ins Feld.

Der Stellvertreter Gottes schied aus der Welt;
Aushauchte der Papst. Nun ist auf der Erde
niemand mehr,

Das Banner des Herren zu tragen, als das heilige
Heer,
Das gegen Horden von ruchlosen Völkern ficht;
Und wir haben keinen andern Bundesgenossen als
Gott; sein ist das Gericht!
— Der Kaiser reitet ins Feld.



Der Ritt von Lagarde

Es tönen die Straßen unter Getrappel und Hufeschlag.
Zaumzeugklang, Geklirre der Säbel und knarrende Sättel —
da ist weder Nacht noch Tag.
Schwadron an Schwadron, Patrouillen, Trupp hinter Trupp,
Wie Bäche die Schneisen herunter auf Brücken und Straßen,
durch Kornfelderwogen und Heidestrupp.
Die Wimpel der Lanzen in flatterndem Trab
Die Hügel hinauf und drüben hinab
— Kein Feind!
Sie reiten neben rauschenden Wassern im Tal,
Wenn das Mondlicht scheint.
Im Galopp durch knackende Wälder die Hänge hinauf und
die Höhn
— Kein Feind zu sehn!
Doch der Feind ist da.
Kugeln am Helmrand vorbei — weiß keiner, woher.
Von ferne? Von nah?
Der erste Speer

Aus der Hand geschossen . . .
Der Staubvulkan der Granaten spritzt auf vor steigenden Rossen.
Aber das Land liegt leer . . .
Und die Schwadronen schwenken und biegen und winden
Sich durchs Gelände, die Lanze zum Stoß
Gegen das Unsichtbare, das sie nicht finden . . .
Es wiehert kein Roß . . .
Die Lieder verstummten . . . Die Vorhut tastet . . . prallt
Zurück . . . Halt!
Bewegte sich dort nicht der Wald?
Die Zackenwand lebt! Wie Sturmwolken jagen Kolonnen über die Höhn
— Sie haben alle den Feind gesehn,
Hurra!
Sie haben ihn vor der Klinge — die Stunde des Glücks ist da!
Und klirrende Reitermassen, wie sich die Springflut hebt,
Hinfliegend in Waffengeblitz und Gewölke von Staub, daß die Erde im Grund erbebt . . .
Blutrote Rüstern und flammende Mähnen, die Speere gestemmt und die Säbel geschwungen,
Steigende Rosse und blutige Stirnen, Trompeten und Sänge, von donnernden Schlünden gesungen . . .
Ausholende Arme und niedersausender Streich . . .
Überrannte Leiber . . . Mit flehenden Händen und wahnsinnbleich
Die Gestürzten . . . Drüber, darüber! . . . Wir oder sie!
Nieder den Feind, der Deutschlands Schild bespie!

Nieder, ihr Säbel, auf Haupt und Helm!
Dem Schelm
Das Eisen ins Kreuz, der uns den Frieden geraubt!
Nieder, ihr Säbel, auf Helm und Haupt,
Das zu verstümmeln
Uns Weib und Kinder sann und unter Deutschlands Himmeln
Für schwarze Teufel aufschlagen wollte das Zelt!
Die Lanze in das schwarze Herz, das Feld,
Flur, Hof und Haus
Uns niedersengen wollte! . . . Ihr Rosse, greift aus,
Überrennt, zerstampft sie und schnaubt sie zu Fall,
Die euch Hafer und Weide zerstampfen gewollt und das
lockige Füllen verbrennen im Stall!
Hagelt, ihr Säbel, und haut
In die Reihn, die im Schlaf überfallen wollten weißhaarige
Mütter und die träumende Braut!
Staut einen Wall, Kameraden! Schließt euch zur eisernen
Wand!
Hinter uns, wie eine Kirche, liege das deutsche Land
Im Bezirke des Friedens, den wir ziehn . . .
Mit unsern Leibern und Leichen ummauern wir ihn . . .
Und der Wall rückt vor.
Die Schatten der Gefallenen schreiten mit in den Lücken.
Zu Stücken
Die räderschiefen Batterien,
Bis der Donner verstummt aus dem letzten Rohr!
Durch Qualm und Blut,
Ulanen, Dragoner, Husaren, ihnen nach wie verschlingende
Flut!
Kürassiere, von drüben über sie her,

Wie landumgreifendes Meer!
Säbelgekrach . . .
Geprassel der Trommeln . . . Kanonen, über den Wald noch
schleudert den Tod ihnen nach! —

. . . Es bläst zum Sammeln . . . Ein Todesritt!
Wie viele, wie viele der Mutigen decken den Rasen!
Stumm reiten die Sieger . . . Aber der Herdenschritt
Der Gefangenen endet nicht auf den Sommerstraßen.
Eichlaub in die Mähne geflochten,
Tänzelnd gehn die schweißbeschäumten Pferde . . .
In fernem Frieden liegt die deutsche Erde . . .
Da läuten die Glocken der Kirchen: Der Sieg ist erfochten!



Die Mütter

Die Mütter, die längst in der Erde ruhn,
müssen noch einmal die Arme auftun:
Die Gefallenen all, die braven,
kommen ans Mutterherz schlafen.

Oben drüber gehen die Wogen
der Schlacht . . . Die Stirnen zusammengebogen,
betten sich Mutter und Kind . . .
Ihre Hände verflochten sind.

Der Knabe die Kugel im Herzen,
die Mütter die Schwerter der Schmerzen
in der Brust . . . Sieg flattert in Lüften . . .
— Leid atmet in Grüften . . .

Aus den Schützengräben

Die Brüder

Der Mensch ist untergegangen in dem großen
Heer;
Das Heer in der Erde verschwunden . . . In die
Weite wiegt sich das Meer
Der nächtlichen Waldesketten . . . Verlorene Lüfte
gehn
Zwischen Heimat und Feindesland, begegnen sich
und verwehn . . .
Und Patrouillen erheben sich aus den Gräben
wie Geister aus dem Grab;
Einen Augenblick zeichnet ein Helm sich schwarz
vor dem Nachthimmel ab.
Dann verschwindet der flüsternde Trupp im
stürmischen Wald . . .
Es saust nur der Wind in den Kronen und Anruf
im Dunkel hallt.
Patrouillen begegnen Patrouillen und stapfen
wie Schatten aneinander vorbei —
Und einer erkennt, an der Stimme im Dunkel,
seinen Bruder, und wie erstickter Schrei
Flüstert's im Vorübergehn:
„Wilhelm" . . . „Heinrich" . . . „Mutter schrieb
heute" . . . „Grüße" . . . „Wiedersehn!"

Und nach beiden Richtungen in der Dunkelheit
Verschwunden . . . Aufstrahlen die Waldstraßen,
weit
Von einer Leuchtkugelgarbe erhellt.
Wieder versunken in Nacht . . . Vorpostenschüsse
. . . Schweigen der feindlichen Welt.

Die Ablösung

Wir liegen verschneit in den Gräben wie die verschneiten Schollen,
Unwissende Spiegel der Tage und Nächte, die an uns vorüberrollen,
In den vordersten Gräben, abgeschnitten von der Hilfe der Welt,
Vor den Büchsenläufen der Feinde, die herzielen über das ebene Feld.
Unsere Brust, wie der aufgeworfene Erdwall, nur eine Wehr;
Unser Sterbeschrei nur ein Signal für das Heer
Hinter uns. Wir sind nur Fühler und Nervenstrang,
Darauf das brennende Dorf in der Nacht und die Leuchtpistolen ihren Sang
Spielen, jedes geflüsterte Wort, im Vorgelände erlauscht,
Jeder Schritt, der in den Sappengängen vor uns rauscht.

Bis die Stunde der Ablösung naht, wo plötzlich
aus nebelnder Nacht
Der Unbekannte uns anrührt, der für uns weiter-
wacht.
Und wir reichen dem Kameraden, den wir nicht
sehn,
Durch den Nebel die Hand, nehmen das Gewehr
und wollen gehn
— Da legt uns die Kugel, ehe wir unsern Stand
Verlassen, zu den beschneiten Schollen über den
Grabenrand . . .



Während der Schlacht

Das sind die Tage, wo wir beten lernen:
Hinterm Nebel die Welt . . . Hinter nebelver-
hangenen Fernen
Zwei Riesenheere im Vernichtungskampf,
Wie Urweltmächte, die aus dem Dampf
Des brodelnden Chaos sich zum Lichte ringen
— Und wir hören keinen Laut aus der Weite
dringen . . .
Von Qualm und Rauch verdunkelt scheint die
Welt;
Doch warum donnert kein Kanonenschall
Als lägen Roß und Reiter schon erschlagen im
Feld!

Kein Hurra, kein Alarmsignal,
Kein rasender Kurier, der jubelnd die Fahne
schwingt!
Der Nebeltag kommt, der Abend sinkt
Mit einer blutigen Binde um das Haupt . . .
Verwundete tauchen an Krücken und wegbestaubt
Aus undurchdringlichem Grau. Ein Heer von
Schatten kommt ins Land gedrängt.
Vorangesprengt,
Rosse mit ledigen Sätteln und blutigen Mähnen
. . . Die Glocken
Der Feinde frohlocken
Und künden die Lüge von unsrem vernichteten
Heer;
Deutschland — nicht mehr,
Als ein Haufen voll Leichen!
. . . Dann aufrecht stehn und auch in diesem
Kampf nicht weichen,
Der sich entscheidet in den Sternen.
. . . .
Das sind die Tage, wo wir beten lernen.



Die Sieger

Nun ringt ihr wie sich die Alpentanne biegt,
gejagte Wolken schwarz über den Himmel
flammen,
gepeitscht bis zum Schäumen, und stürzt zu-
sammen:
Nicht anders siegen, als alles Lebendige siegt!

Nun ringt ihr erst, wie jener rang
im Dunkel der Wüste, Hüfte an Hüfte
mit dem Engel des Herrn, mit euch und dem
Weltensturm, am Abhang der Grüfte,
und hört in Wurzeln und Wipfeln den Urgesang

des alten Kampfs, dessen Blitz das All durchgrellt,
und werft den Siegesmantel in die Winde,
seid nur wie Meer und Feuer, Sturmwolken,
Mond, Gesinde
des Gottes, der die Wage des Lebens hält.

Lyrische Dichtungen

Du schöner Lärm des Lebens

Du schöner Lärm des Lebens —
dich hör ich wieder!
Auf gepflasterten Straßen das Getrappel
sich eilig überholender Menschenfüße;
die Ketten der Uferkrahnen rasseln;
und sich kreuzende Bahnzüge rasen donnernd
vorüber,
feurig gespiegelt im Strom . . .

Ich lebte auf Hochlandheiden,
wo kranichgraue Wolken
über den Tannenhürden der Friedhöfe schweben;
und ungestört die Toten sich erheben,
auf Lavablöcken im Kreis
sich wärmend — im nebligen Licht . . .

Jetzt aber flieht das Gespenst.
Von Wetterscheinen der Arbeit
ist das Gewölk überflammt,
und die Drachenhälse der Schornsteine
schießen zum Himmel zischend aus Bergwerk-
tiefen herauf.

Siebenmal rollen die Lotsenböller zurück aus den
Seitentälern der Berge,
und die Rammhämmer der Brückenbauer,
die Pfeiler stampfen in den Strom,
pochen Tag und Nacht;
das Luftschiff aber zieht mit seinem Spiegelbild
in rosigen Fluten
seiden dahin,
und aus einem wandelnden Wald von erhobenen
Armen
mitwälzt sich beide Ufer entlang —
die Hymne der Welt . . .

Oh, wie lang war ich einsam,
nach Menschen hungernd;
ein ferne bellender Hund, eines Fuhrmanns Licht
in der Nacht, eine raschelnde Hecke war Leben!
Ungesehen mitflute ich nun
im tausendköpfig wogenden Straßenstrom;
und mitten in Lärmen und Tosen
klingt schon ein waldeinsames Schmiedehämmern
ganz fein und fern,
wie eine Flamme singt,
weiter und weiter lockend, an mein Ohr.



Im Weltgesang

O, Dunstgestade am Himmelsrand . . .
Ihr sammetschwarzen Inselschatten
der Wälder im zerfließenden Land . . .
Wie sich nun Turm und Tale gatten
zu einem Klang!

Ein dunkler Körper die ganze Welt . . .
Aufrauscht als Stimme aller Dinge
der Wind . . . Was alle Atmenden schwellt,
spannt auf der Riesenwolke Schwinge
sich himmelentlang.

Auch ich entflohen schon in den Raum,
ich fühle kaum mich selbst mir bleiben.
Der Geisterheerstrom schleiert von Saum
zu Saum, bis alle mit ihm treiben
im Weltgesang.



Die Wege

O, all ihr Wege, ihr vielen,
die über die Länder spielen!
Ihr Zeiger nach tausend Zielen!

„Du suchender Wandrer! Es schweifen
die Sterne, die Bahnen schleifen.
Kein Mensch wird Gott begreifen."

Ich gehe, gehe, gehe!
Daß Wege sind, ist mein Wehe;
und daß ich ernte, statt säe.

„Gott wirft das Korn . . . Durchflogen
hast du das Licht! . . . In die Wogen
gehen alle Wege, die zogen . . .“



Nach dem Tod

„Ich will meine Mutter sehn, noch einmal sehn!“
— Da deckte mir der Tod ihr Antlitz auf . . .
Wie? Eine Krone hatte sie,
und ich sah es nie?
Sie trug einen goldnen Kronenreif im Haar?
— „Weißt du nicht, daß deine Mutter eine
Königin war?“

— Zu ihren Füßen liege ich
und fasse mich ins Haar:
Warum, warum hab ich nie gesehn,
daß meine Mutter eine Königin war!
— Zu ihren Füßen weine, weine ich . . .



Im Menschenstrom

Da sah ich die Menge, verloren im Labyrinth
der Riesenstadt, sich wie einen Heerwurm schieben;
Gesichter wogen, auf denen die Angst geschrieben,
und die doch lächeln und schön im Schmerze sind.

Begegnen . . . Knixendes Vorüberwinden . . .
Ein Freundlichkeitensagen mit Grübchenwangen ..
Umdrehn im Plaudern ... Und immer dazwischen
das Bangen
der flackernden Augen, den Ausgang wiederzu-
finden.

O, Überschütten mit Worten, Sichkreuzen der
Gespräche,
die das wunde Hirn herüber-hinüber zerren ...
Ein Liebesblick, ein Traumlaut — da versperren
Gesichter Gesichte; und weiter wirbelt der Tanz
der Oberfläche.

Und jeder möchte die Flucht der fiebernden Blicke,
die Blässe der Angesichte, die feuchte Röte
der Lippen vergessen und fühlt nur seine Nöte
über die Reden hinweg und Händedrücke.

Und hört gemartert rufen die Stimme der Seelen,
die draußen vor den Wällen zurückgelassen
trauern rings um den Irrgarten dieser Gassen
und zittern, Glück und Dasein zu verfehlen.

Nicht einem ist die Sehnsucht ganz verglommen,
in Weite aufzuatmen, sich hinauszuretten
in Waldesstille, mit der Seele zu verketten
sich wieder, mit der Fülle des Weltraums selig
verschwommen.

Und die zu entfliehn der Einsamkeit und Leere
— ein flüchtiger Aufglanz selber — sich gewöhnen,
zu schaukeln in diesen Wogen, sah ich am meisten
stöhnen,
wie abgeschlagne Häupter treiben auf dem Meere.



Der Blütenbaum

Von dem breiten Blütenbaum der Sterne,
der bis auf die Erde hängt,
glitzernd überwölbt ist alle Ferne.

Schlafversenkt,
ruht die Nacht unter dem Weltenbaume
und die Schöpfung — dicht darumgedrängt . . .

In der Wurzel singt die Quelle ihren Silbersang
im Raume . . .



Nachtwind

Es summt nur der Wind . . .
Der Wind summt immer,
wenn die andern schlafen gegangen sind
und nur noch hell ist das eine Zimmer . . .
Eine Stirne sinnt
über Büchertiefen;
und die Stunde verrinnt . . . verrinnt
über denen, die sinnen und denen, die schliefen ..

Und draußen im Dunkel murmelt der Wind . . .



Der Kranz

Ich stand, Girlanden über den Armen, noch vor
dem Hause,
das ich in schwebenden Bögen bekränzen wollte;
Spielleute stimmten eben die Klarinetten,
aufzuspielen in blauer Windenlaube.
. . . .
Da kamen schwarzverhangen und langsam die
Straße heraufgeschritten
die Rosse mit dem kreuzüberschwankten Wagen
und führten den Sarg meiner Freude schon ins
Tor . . .
Und ich hatte meinen Kranz noch nicht aufge-
hangen!



Verlassenheit

Wie Särge stehen auf dem Rand der Ferne
die schwarzen Wälderfetzen . . .
In eine weite, ausgestorbene Straße
hinunter leuchtet der verflorte Mond . . .
Zwei Totenkäuze geben sich
über die leere Ebene der Welt hinüber
traurige Antwort . . .

Und dennoch scheint ein Mond in diesen Raum!



Blut

Ich wanderte, wanderte immerzu.
Es sprach mein Blut: Was wanderst du?

Ich lauschte auf und merkte bald:
Es sprach mein Blut mit Welt und Wald.

Sie kannten sich. Und hin und her:
„Grüß Gott! Wie, kennst du mich nicht mehr?"

„So sehen wir uns wieder" rief
der Fels. Die Wolke droben rief:

„Auch ich bin Blut." Es rief „Auch ich"
der Grashalm. „Denkst du noch an mich?"

„Wie lange war'n wir nicht zusammen,
die aus demselben Schoße stammen"

rief eine Welle in der Flut.
„Wie ging's dir, Zwillingstropfen Blut?"

fragte der Wind. „Man kreist, man kreist"
sagte das Blut — „Du weißt, du weißt".

Es fragte aus dem Grund der Erden:
„Wann wir wohl wieder Eines werden?"



Leben wirft sich goldne Bälle zu

Leben wirft sich goldne Bälle zu . . .
Eimer steigen auf und nieder . . . Ebben,
Fluten um die Marmortreppen
des Gestades, wo mit goldnem Schuh
die Erlösten aus den Fluten steigen.

Mit den Urwaldstämmen, lindwurmhaft
hingestreckt, verbleichst du — doch aufs neue
mit den Knospen in die Bläue
steigst du auf dem Frühlingsmeer von Saft.
Hoch bis an die Wolken schäumt die Erde.

Gleitest wieder mit ins Wogental
nieder, steigst wie eine Waldeskuppe
aus dem Tode . . . Von Schaluppe
zu Schaluppe fliegt das Flaggsignal,
segelst mit der großen Sonnenflotte!

O, du Silberbrunn des Weltenraums,
überflutend aus der blauen Schale
in die offenen Pokale
unsrer Hände! Des kristallnen Schaums
schöpfen wir und schenken ohne Ende.

Wer blieb fern in Einsamkeit! Musik
ward die stumme Sprache seiner Seele.
Wipfelrauschen lieh die Kehle
seinem Sehnen . . . Blauer Blumenblick,
Feuerteppiche des Waldesinnern,

eines Silberkrautes wolliger Flaum,
der bewegte Hang der Waldeswiese
singen seiner Paradiese
keinem Menschenwort vertrauten Traum
in den großen Chor, in dem wir brausen.



Die Totenvögel

Ein Totenvogel kommt aus der Wüste geflogen,
ein Totenvogel fliegt in die Wüste hinein.
Ein schwarzer Wimpel liegt durch den Vollmond
gezogen . . .
Die Vögel kommen wieder — jeder allein.

Sich wieder ferne, dahin und dorthin ans Ende
durchmessen Schattenschwingen die nächtige
Welt —
Wie Eisluft kommt es an: Sie sind auf der Wende,
und wieder im Mond sich begegnend vorüber-
geschnellt.

Zwei liebten sich — der Jahre sind tausend und
tausend —
Sie fanden sich nicht. — Das All ist lange leer.
Nur ihre Totenvögel fliegen sausend
und immer suchend noch im Raum umher.



In der Dämmerung

Der Grille Saite schwirrt . . .
Dein Auge — sonderbar! —
sieht zu, wie grauend wird,
was Klarheit war.

So wirst auch du dereinst
herzklopfend angeschaut;
nicht deinen Liebsten scheinst
du mehr vertraut.

Und merkst es selber nicht,
Seele, die hier versinkt,
doch nur von Licht zu Licht
weltüber bringt.



Die Wüste

Tritt leis, tritt leis . . .
Die Hügelwellen, die der Mond bescheint
so grün wie Eis,
sind schwarzes Gräberland.
— — — — Auf Welten, unbeweint
und unbekannt,
auf Totenwüsten geht dein Schuh.
Sie alle waren einst wie du . . .
Noch stürmt am Horizont mit rotem Flammen-
brand
die Jugend neuen Göttern zu — — —
Doch sammelt sich nur Sand zu Sand.



Seliges Versäumen

Mich befiel der Ekel an der Tat,
daß man etwas tun muß, um zu gelten —
Arbeit, welche für den Gang der Welten
nicht soviel ist, wie ein windverwehtes Blatt.

Daß man durch die Kraft der Träume,
durch das glühend warme Blut
nicht, indem man ist und ruht,
Leben ausstrahlt in die Räume
wie der Sonne stille Glut.

Wieviel besser sind die Bäume,
welche stumm verweilend stehen
und in seligem Versäumen
schlummernd, sich ins Weltall säen!

Warum zeigen? Warum blenden
mit den kunstvoll-armen Dingen,
welche nur die Kraft verschwenden,
nimmermehr nach außen wenden
gleich entschlüpften Schmetterlingen
das verborgene Vollenden?

Meer, darin die Inseln liegen,
die uns Kontinente gelten,
atmest — sie vergehen,
atmest — sie entstehen;
brauchst nur dazuliegen:
Gott ist dir entstiegen
und auf deinem Atem wiegen sich die Welten.

Reine Nacht

Den kleinen Mond beflügelt
ein Silberwölkchenpaar:
Ein fliegend Engelköpfchen
am Himmel blau und klar.

Es stehen lauter Wiegen
dadrunten auf der Welt:
Kind neben Kind, das wachend
die Augen offen hält.

Sie wissen nichts von gestern
und auch von morgen nichts
und spiegeln sich im Frieden
des Engelsangesichts.



Die Wunderspiegel

Goldgepanzert auf dem Rappen
ritt ich durch den Märchenwald,
an dem Zügel meinen Knappen
in der Liebsten Feengestalt.

Meines Zelters Goldgebüge
zierten Zauberspieglein rings,
immer Fee und Stammgefüge
um mich zaubernd rechts und links.

Wo ich ritt und wo ich weilte —
um mich tief-geheimer Wald.
Was ich tat und träumte, teilte
neben mir die Feengestalt —

Aufrecht einst im Sattel sitzen
wird mein Leichnam — Schritt für Schritt
geht das Tier. Die Spieglein blitzen,
und die Wälder wandeln mit.



Mainacht

Durch den dünnen Flor der Tannenreihe
steigt die blutige Mondensichel . . .
Eines Blütenbaums schneeweiße Kuppe
leuchtet noch von einem Tal empor . . .

Vor dem Buchenwedel, der im Winde schaukelt,
galoppiert das Reh vom Farrenhang
dumpf durchs Waldgeröll hinunter . . .

Lang noch schreckt es aus der Tiefe,
wo im Schnitt der schlafenden Berge
eine Scherbe glitzert von dem großen Strom . . .
. . . .
Und die Eule ruft vom andern Ufer.



Lied der Sehnsucht

Das Feuer summt, der Kessel singt,
die Funken trommeln leis im Rohr;
die Lampe scheint; der Pendel schwingt;
Heimwohnsamkeit schließt ab mit sichrem Tor;
Nur du, mein Herz,
mein Herz, wohin verlor
sich noch dein selig Suchen!

Der Nebel tropft, verwunschen bleicht
die Welt aus dem Spiegel der Nacht herauf,
und eine silberne Brücke reicht
vom Land zu fernen Grenzen hoch hinauf.
Dort weit, mein Herz,
jenseits, mein Herz, vielleicht
erfliegst du Traumgestade.

Was trieb dich aus der Welt zur Flucht?
Auch drüben gänzlich lebst du nicht,
geboren für zwei Reiche, sucht
dein Flügel drüberher das Gleichgewicht.
Komm heim, mein Herz!
Mein Herz, o findst du nicht
den Heimweg zum Genügen?



Am Wege

Ich bin ein Kelch an staubigen Wegen;
die Nacht erst trägt mir Tau herzu.
Des Silbers in mein Krüglein legen! —
O, klar geschlürften Atems Ruh!
Es leuchten Regenbogenfunken,
der Erde Widerspiel darein.
Und hat der Tag sie fortgetrunken —
Mein Gott, ich will geduldig sein!

◇◇◇◇

Ins Auge der Ewigkeit

Ich habe Freunde, die wie die Sonne sind;
und Freunde, drückend wie das Dunkel . . .
Wenn ich mit den Sonnigen will lachen,
denk ich der Weinenden mit schlechtem Gewissen.

An der Bahre der teuren Toten umhalst mich
Leidenschaft küssend;
Zeugende fassen sich in den Flammen des Weltbrands.
Ich habe ein trauriges Auge und ein heitres bekommen,
lächeln gelernt mit umflorten Wimpern.

Dennoch laßt mich, ihr Freunde!
Barbarisch ist die Liebe,
und mit Tigertatzen liebkost das Leid
— Ins Auge der Ewigkeit, das unbewegte, verlangt mich zu schauen.

Inhalt

Seite

Lyrische Dichtungen

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.


Princeton University Library
32101 067517100